

sauer

Immer mehr Eltern unterrichten ihre Kinder selbst, und zwar mit fragwürdigen Motiven. **10**

süß

Vier Studierende erzählen davon, was ihnen das Leben versüßt und was für sie eigentlich Luxus ist. **22**

salzig

Zwanzig Jahre *Sónar* Festival: Salzige Meeresluft und schöne Klänge aus Barcelona. **30**

bitter

Der mediale Umgang mit dem NSU-Prozess ist nicht nur bitter, sondern auch verfehlt. Ein Gastkommentar von *publikative.org*. **34**

Auf und davon

Der steinige Weg zum Erasmusaufenthalt



P.b.b. | Erscheinungsort Wien | Verlagspostamt 1040 | GZ02Z031545M | EURO, 73

Neues
Zuhause

Traumjob

Praktikum

gesucht?

Die neue Serviceplattform der ÖH ist da!

→ www.schwarzesbrett-oeh.at

Das Schwarze Brett der Österreichischen HochschülerInnenschaft bietet eine moderne Job-, Wohnen- und Praktikabörse. Sämtliche Services der Plattform können kostenlos genutzt werden!

Keine Provision, keine prekären Arbeitsverhältnisse sowie zahlreiche Informationen zu den Themen Arbeiten, Wohnen und Studieren!

**Schwarzes
Brett** **ÖH**



Editorial

Cover

„Erasmus für alle“ – trifft dieser Leitspruch auf das europäische Austauschprogramm wirklich zu? Für viele bedeutet Erasmus die letzte Möglichkeit vor dem Eintritt in das Berufsleben noch einmal Auslandserfahrung zu sammeln oder einfach zu reisen und über den Tellerrand der eigenen Universitätsstadt zu blicken. Ein Auslandssemester ist jedoch nicht so leicht zu finanzieren, wie es auf den ersten Blick scheint: Die finanzielle Unterstützung reicht oft nicht einmal für die Miete aus. 230.000 Studierende nutzen Erasmus mittlerweile jährlich – vier von ihnen erzählen uns ihre Geschichte.

Bildung

08 UNBEZAHLTE ARBEIT IM SPITAL. Ausbeutung in der Klinik: Ab August 2014 sollen Medizinstudierende 35 Stunden pro Woche gratis arbeiten.

09 VORGEGAUKELTE SERIOSITÄT. Alternativmedizin, Granawasser und Energetik liegen im Trend: Florian Aigner von der Gesellschaft zur wissenschaftlichen Untersuchung von Parawissenschaften hält davon nichts.

10 UNTERRICHT IM WOHNZIMMER. Wenn Klassenzimmer und Wohnzimmer zusammenfallen: Immer mehr Kinder werden privat unterrichtet.

12 WAS ARBEITEST DU IM SOMMER? Ferialjob, Praktikum, bezahlt oder unbezahlt? Zwischen Berufserfahrung und Urlaubsfinanzierung.

Politik

14 DIE LETZTEN ZEITZEUGINNEN. Walter Fantl-Brumlik und Angelica Bäumer sind zwei der letzten Überlebenden der Shoah. Claudia Aurednik hat mit ihnen über ihren Zugang zur Geschichtvermittlung und Aufarbeitung der NS-Verbrechen gesprochen.

16 GERÄUMTER HAUSHALT. 2011 waren alleine in Wien 22.300 MieterInnen von Zwangsräumungen betroffen. Während sich der Trend verstärkt, gibt es besonders in Spanien und Deutschland vermehrt Widerstand.

18 SHORT BITES. Infos abseits des Mainstreams.

Dossier

„Kaffeetrinken, Lieben und Spaziergehen“, das sind für Robert Pfaller, Philosoph und Luxus-Experte, die kleinen, aber wahren Freuden des Lebens. Die Meinungen zum Thema Luxus gehen weit auseinander. Luxus - was ist das überhaupt? Sei es nun das Reisen, ein eigenes Auto, mit FreundInnen treffen oder schlicht und einfach der Exzess. All das ist irgendwie Teil davon. Interessant ist, dass viele den Luxus anprangern, häufig aber in Form eines anderen Begriffs, nämlich dem des Hedonismus. Gerade der Jugend wird dieser oft vorgeworfen. Doch trifft das heutzutage angesichts der Leistungsgesellschaft überhaupt noch auf uns zu? Und wenn ja, wäre das denn schlimm? Auch hier gehen die Ansichten auseinander: Die Einen finden ihn befreiend, die anderen moralisch verwerflich. Leset selbst.

20 NUTZEN UND VERSCHWENDUNG. Warum FairTrade-Schokolade genauso luxuriös ist wie eine Rolex.

21 SOUFFLÉ MIT LACHS 85G KATZENFUTTER. Ist Luxus etwas für die Ärmeren, während die Reichen gar nicht über so etwas nachdenken?

22 WAS IST EIGENTLICH LUXUS? Was für die einen Luxus ist, ist für die anderen Alltag: Urlaub, einen Kühlschrank, Studieren oder Nichtstun. Vier Portraits.

24 DAS SÜSSE LEBEN. Claudia Aurednik hat mit einer bekennenden Hedonistin, einem Politaktivisten und einem Yuppie über Hedonismus gesprochen.

26 „KAFFEE TRINKEN, LIEBEN UND SPAZIERENGEHEN“ Robert Pfaller über das Glück und das Nichtstun, überflüssigen Luxus und den Unterschied zwischen Überleben und gutem Leben.

Feuilleton

28 ALLE UNGERADEN JAHRE WIEDER. Seit fast zwei Jahrzehnten bietet das *identities* Filmfestival Unterhaltung aus dem queeren Bereich. Simon Sailer hat mit drei Regisseurinnen der dort präsentierten Filme gesprochen.

30 GLÜCK IST, WENN DER BEAT EINSETZT. Das *Sonar*-Festival ist das größte elektronische Musikfestival in Europa. Ein Lokalausweis und Resümee nach zwanzigjährigem Bestehen.

34 HOFFNUNGSLOS ÜBERFRACHTET. Felix M. Steiner und Patrick Gensing vom Blog *publikative.org* analysieren die mediale Berichterstattung zum NSU-Prozess und fordern eine gesamtgesellschaftliche Debatte über die Ursachen des Rechtsterrorismus statt Prozessshowspektakel.

Liebe Leserin, lieber Leser!

Das neue *progress* ist aus seinem Ei geschlüpft. Das stolze Ding würde euch gerne schöne Lesestunden im Eissalon, am Strand, Bauernhof oder, für die weniger Glücklichen unter euch, im Büro beschern. Wie auch immer ihr euren Sommer verbringen mögt – wir wünschen euch dabei sonnige Stunden, gute Musik und den Luxus, mal richtig entspannen zu können.

Apropos Luxus ... und Eisschlecken ... und gute Musik: Im Dossier dreht sich diesmal alles um „la dolce vita“. Darin erzählen nämlich verschiedenste Menschen von ihren Vorstellungen von Luxus. Sei es nun das Reisen, Studieren oder der Exzess – die Auffassungen davon gehen auseinander. Mehr dazu ab S. 19.

Für die ganz Eifrigen unter euch, die schon an den Herbst gedacht haben und ein Auslandssemester gleich an den Strandurlaub anhängen: In unserer Coverstory wird das Erasmusprogramm von verschiedenen Facetten beleuchtet und auch kritisch unter die Lupe genommen.

Ach ja Herbst: Mit Ende der aktuellen ÖH-Exekutivperiode verabschiedet sich auch vorerst mal die *progress*-Redaktion von euch. Wie's weiter geht werden wir sehen - Wir hoffen, dass die *progress*-Redaktion und die AutorInnen weiterhin die Möglichkeit haben werden, kritischen Journalismus zu betreiben.

Bis dahin ein großes Danke an alle eifrigen LeserInnen und einen schönen Sommer!

Au revoir,

Eure *progress*-Redaktion

Impressum

progress

Magazin der Österreichischen HochschülerInnenschaft

Ausgabe 04/2013

Erscheinungsmonat: Juni

Medieninhaberin: Österreichische HochschülerInnenschaft, Taubstummengasse 7–9, 1040 Wien

Chefinnenredaktion: Vanessa Gaigg, Simone Grössing

AutorInnen dieser Ausgabe: Moritz Ablinger, Claudia Aurednik, Marlene Brüggemann, Verena Ehrnberger, Patrick Gensing, Federico Grössing, Kati Hellwagner, Esther Jauk, Oona Kroisleitner, Magdalena Liedl, Philipp Lindner, Jan Marot, Eva Mayr, Julia Prummer, Anna Radl, Simon Sailer, Felix M. Steiner, Alessandro Volcich, Lisa Zeller

Cover: Luiza Puiu

Dossier: Anita Brunnauer

Seite 7, 13, 27: Linnéa Jänen

Layout: T. Jenni, J. Kolda

Grundlayout: R. Radschopf, E. Riedmann



Erasmus für alle?

Mit Erasmus reisen Studierende seit über 25 Jahren ins europäische Ausland. Jetzt gibt es eine neue Generation. Ob „Erasmus für alle“ halten kann, was es verspricht?

Wie lernen sich ein steirischer Bauernsohn und ein Citygirl aus Birmingham kennen? Im Normalfall gar nicht – sie kommen aus allzu unterschiedlichen Welten. So wäre es auch Reini Moschitz ergangen, hätte er nicht an jenem Tag vor elf Jahren in einem Portugiesisch-Kurs in Coimbra gegessen und seine künftige Frau Diana das erste Mal gesehen. Und Julius, Isi und die kleine Amadea, die heute in einem versteckten Garten hinter den Mauern des Schloss Belvedere herumtollen und einander ein buntes Kauderwelsch aus Deutsch und Englisch zurufen, gäbe es auch nicht.

„Im normalen Leben hätten wir uns nie kennengelernt“, sagt Diana. Erasmus machte es möglich. Das Paar verliebte sich und verbrachte ein aufregendes gemeinsames Jahr in Portugal. Nach vorübergehender Trennung, jahrelanger Fernbeziehung und gemeinsamen Auslandsaufenthalten haben sie 2008 geheiratet. Die Hochzeitsgäste reisten aus 26 verschiedenen Ländern an. Im September erwarten sie ihr viertes Kind.

Geschichten wie die von Reini und Diana machen Erasmus seit gut 25 Jahren zum Vorzeigeprogramm

der EU. Hier werden junge Menschen aus den unterschiedlichsten Ländern zu Europäerinnen und Europäern. Kein Wunder also, dass das Programm auch in Österreich immer beliebter wird. Im Studienjahr 2011/12 haben insgesamt 5590 österreichische Studierende einen Erasmus-Aufenthalt absolviert. Die Zahlen steigen seit 1992, als die ersten Studierenden aus Österreich ins europäische Ausland geschickt wurden, stetig an. Dem taten auch Änderungen in den Studienplänen, die mit der Bologna-Umstellung einhergingen, keinen Abbruch.

Bei einer solchen Erfolgsgeschichte war es für viele ein Schock, als vor einigen Monaten die Medien berichteten, dass die Erasmus-Förderungen gekürzt werden sollen. Gerhard Volz, der beim *Österreichischen Austauschdienst* (OEAD) Bereichsleiter für Erasmus ist, kann beruhigen: „Da ist wohl in der Pressearbeit der Kommission etwas fehlgeschlagen.“ Ein verunglückter Marketing-Gag: Die europäische Kommission wollte wohl durch diese Ankündigungen Aufmerksamkeit erregen, gerade weil Erasmus ein solches Prestigeprojekt darstellt. Geführt hat die Pressearbeit aber vor allem zu Verwirrung. Die tat-

sächliche Finanzierung des Programms sei laut Volz nie in Gefahr gewesen. „In Österreich wäre notfalls auch das Wissenschaftsministerium eingesprungen, um die versprochenen Stipendien auszahlen zu können“, sagt er.

Über das Erasmus-Budget ab 2014 werde aber sehr wohl noch verhandelt. Denn dann startet das neue Bildungsprogramm der EU mit dem Titel „Erasmus für alle“. Zwar soll es insgesamt zu einer Aufstockung der Mittel in diesem Bereich kommen, wie sich das Budget auf die einzelnen Programme verteilen wird, ist aber noch nicht klar. Auch inhaltliche Änderungen sind angedacht, jedoch noch nicht beschlossen. So sollen etwa weitere Länder in den Erasmus-Raum aufgenommen werden. Es gibt also noch einiges zu klären und die Zeit drängt, denn schon im nächsten Studienjahr soll es losgehen.

Der Arbeitstitel des neuen Programms verspricht „Erasmus für alle“. Ob man das wohl halten kann? „Leider nein“, sagt Volz: „Die Erfahrung zeigt, dass ein Auslandssemester für Studierende umso wahrscheinlicher ist, je höher der berufliche Status und



Daniel Wenda (22) studiert an der Fachschule Kufstein Sport-, Kultur- und Veranstaltungsmanagement

Daniel ist anders. Anders als die meisten anderen österreichischen Erasmus-Studierenden: Die sind weiblich, studieren an der Uni Geschichte oder Jus und gehen nach Madrid oder Paris. „Was soll ich dort? Da war doch schon jeder auf Urlaub“, dachte sich Daniel. Er entschied sich für die litauische Hauptstadt Vilnius.

Während viele Studis es schwer haben, Einheimische in den Gastländern kennenzulernen, wurde Daniel von seiner Mentorin Akvile Skurkaite vom Flughafen abgeholt. Sie zeigte ihm schon in den ersten Wochen, wie die baltische Hauptstadt tickt, und begleitete ihn während seines ganzen Aufenthalts. Auch hatte er keine Schwierigkeiten, sich sein Leben zu finanzieren: Mit der Erasmus-Förderung konnte er sich ein geräumiges WG-Zimmer direkt im Zentrum von Vilnius leisten und einen Teil seiner Lebenshaltungskosten abdecken – dafür reicht das Geld in anderen europäischen Hauptstädten nicht mal ansatzweise.

Der Nationalfeiertag und das Oktoberfest wurden in der österreichischen Botschaft begangen und im Einkaufszentrum gab es ein Bistro mit Mehl-Kaffee und Mannerschnitten. Sonst hatte Daniel wenig mit Landsleuten und österreichischer Kultur zu tun. Denn er war nur einer von etwa 20 ÖsterreicherInnen, die ihren Erasmus-Aufenthalt im letzten Studienjahr in Litauen verbrachten. Trotz eher spärlicher Kenntnisse der Landessprache hat sich Daniel gut zurechtgefunden: „Alle jungen Leute in Vilnius sprechen Englisch.“ Bereits in Österreich konnte er sich aus einem dicken Katalog, den ihm die Gastuni zugeschickt hatte, Lehrveranstaltungen aussuchen. Da gab es Kurse auf Litauisch und Russisch, auf Deutsch und Italienisch. Und sogar auf Suaheli – für diejenigen, die besonders lernwillig waren.



Louise Tersen (23) kommt aus Paris und studiert BWL an der WU Wien

Während die einen einfach nur aus Österreich rauswollen, vergisst man manchmal, dass andere mit großer Freude hierher kommen. Ja, auch Wien kann etwas Spannendes an sich haben. Etwa für die Französin Louise, die ein Erasmus-Semester an der WU verbringt. Ungewohnt ist für sie beispielsweise die schwere österreichische Küche – Schweinsbraten, Leberknödel und Gröstl –, die sie augenzwinkernd als „Winter-Nahrung“ bezeichnet.

Über Erasmus wollte sie ihr Deutsch verbessern. „Bei einer Auswahl zwischen Mannheim, München und Wien ist mir die Entscheidung nicht schwergefallen“, sagt Louise. Von einer österreichischen Sprach-Tandem-Partnerin hatte sie schon vorab viel über ihre Gaststadt erfahren. „Natürlich hatte ich noch dieses romantische Image vom historischen Wien, aber ich war auch schon auf ein aufregendes Nachtleben und ein vielfältiges Kulturangebot vorbereitet.“ Um auch wirklich mit der österreichischen Kultur in Berührung zu kommen, war für Louise klar, dass sie nicht mit zig anderen Erasmus-Studis in ein Wohnheim wollte. Stattdessen lebt sie jetzt mit drei OberösterreicherInnen in einer WG im 2. Bezirk. Der Anschluss, den sie dort gefunden hat, wäre über die Uni nur schwer zu finden gewesen: „Die meisten Kurse in meinem Masterprogramm finden auf Englisch statt. Dort sitzen fast nur internationale Studierende. Außerdem ist es klar, dass viele österreichische Studis nicht daran interessiert sind, Freundschaften aufzubauen, wenn der oder die andere nach einem halben Jahr wieder weg ist.“ Louise hat es trotzdem geschafft, aus der Erasmus-Bubble auszubrechen und sich in Wien heimisch zu fühlen. „Mit Juli schließe ich mein Studium ab und befinde mich bereits jetzt auf Jobsuche. Sollte sich in Wien eine Möglichkeit auftun, wäre es großartig, einfach hier zu bleiben.“

der akademische Ausbildungsgrad der Eltern angesiedelt sind.“ Derzeit ist das Erasmus-Stipendium, das den Studierenden zur Verfügung steht, an die Lebenshaltungskosten des Gastlandes gekoppelt. So bekommt eine Erasmus-Studentin, die nach Schweden geht, einen Zuschuss von 368 Euro im Monat. Ihr Kollege, der in Paris studiert, erhält nur 300 Euro, weil Frankreich in eine niedrigere Kategorie fällt. Dass damit in Städten wie Paris nicht einmal ansatzweise die Miete für ein kleines Zimmer gedeckt ist, wird nicht berücksichtigt. In jedem Fall reicht das Stipendium nicht als einzige Finanzierungsquelle. Die meisten Erasmus-Studierenden werden deshalb von ihren Eltern unterstützt, müssen auf Ersparnis zurückgreifen oder sich um zusätzliche Fördermittel bemühen.

Und auch wer die nötigen familiären und finanziellen Voraussetzungen erfüllt, hat immer noch einige Hürden zu überwinden. Am Beispiel der Wienerin Manuela wird das besonders deutlich: Sie macht einen Master an der TU Wien und ist eine prädestinierte Erasmus-Teilnehmerin – sie hat sehr gute Noten und sogar einen studienbezogenen Nebenjob. Schon jetzt hat sie das Auslandssemester 250 Euro gekostet: TOEFEL-Sprachtest mit Vorbereitungsbuch, eingeschriebene Eilbriefe und Telefonate ins europäische Ausland. Und das, ohne Wien überhaupt verlassen zu haben.

Dabei fing alles gut an: Fristgerecht gab Manuela ihre Bewerbung mit den nötigen Unterlagen ab. Ihre erste Wahl war Helsinki. Sie wurde abgelehnt. Eine andere Studentin habe schon mehr ECTS gesammelt als sie, hieß es von der zuständigen Koordinatorin an der TU. „Mehr ECTS als ich kann man fast nicht haben, denn dann ist man mit dem Studium fertig“, sagt Manu. Für ihre zweite Wahl bekam sie erst gar keine Absage. Der zuständige Koordinator nominierte zwar einen Studierenden, lehnte aber die anderen BewerberInnen nicht ab. So blieb Manu im System hängen, ihre Bewerbung wurde nicht weitergeleitet. Nach Ablauf aller Fristen stand sie ohne Erasmus-Platz da. Nach einigen Beschwerden und vielen „wir können da nichts mehr machen“ seitens der KoordinatorInnen und des Erasmus-Büros wurde sie für



Diana und Reini Moschitz lernten sich in Coimbra auf Erasmus kennen.

einen Restplatz in Dänemark nominiert – eine fixe Zusage hat sie bis heute nicht.

Erasmus ist eben nicht nur eine großartige Erfahrung, sondern auch ein unglaublicher Papieraufwand. Die Gelder kommen von der EU-Kommission, werden von den jeweiligen Nationalagenturen verwaltet und an die Studierenden verteilt. Wer aber auf Erasmus gehen darf, entscheidet jeder Studiengang mit seinen FachkoordinatorInnen selbst. Das sind Uni-ProfessorInnen, die sich neben ihrer Forschung und Lehrverpflichtung zusätzlich – und unentgeltlich – um die Vergabe der Erasmus-Plätze kümmern; tun sie das nicht, passiert das zum Schaden der Studierenden, wie der Fall von Manu zeigt.

Erasmus endet auch nicht mit dem Rückflug. Zuhause angekommen, wird mit den FachkoordinatorInnen weiterverhandelt. Es muss geklärt werden, ob die Lehrveranstaltungen, die an der Gastuni besucht wurden, auch für das eigene Studium angerechnet werden. Obwohl jedeR Erasmus Studierende dies bereits in Form eines Learning Agreements vor Abreise mit seiner eigenen Uni und der Gastinstitution vereinbart, kommt es immer wieder zu Problemen. Müssen Prüfungen nachgemacht oder sogar ganze Lehrveranstaltungen wiederholt werden, kann sich das Studium verlängern – im schlimmsten Fall müssen sogar Studiengebühren

bezahlt werden. „Das sind aber nur Einzelfälle“, beruhigt Karin Krall vom Büro für internationale Beziehungen der Uni Wien. Das bestätigt auch die PRIME-Studie des *Erasmus Student Network* (ESN) aus dem Jahr 2010, die sich mit Anrechnungsproblemen auseinandersetzt. Von fast 9000 europäischen Studierenden gaben lediglich 12,9 Prozent an, dass sich ihr Studium durch den Auslandsaufenthalt verlängert hat. Auch Reini, der seine Studienzeit neben Graz und Coimbra noch an drei weiteren internationalen Unis verbrachte, kennt die Probleme bei den Anrechnungen: „Ja, es kostet jede Menge Mühe und Zeit“, sagt er: „Trotzdem wäre es mir den Aufwand immer wieder wert.“

Und er ist nicht der Einzige, der so denkt. Auch Claudia Walouch wurde während ihres Semesters in Göteborg mit dem Erasmus-Virus infiziert. „Als ich zurückkam, hatte ich richtig Panik, dass ich mit keinen internationalen Studierenden mehr in Berührung komme“, erzählt sie. Drei Jahre lang war sie deshalb ehrenamtlich für ESN tätig. Das Netzwerk gibt es mittlerweile in 36 Ländern. Mit Ausflügen, heimischen PartnerstudentInnen (sogenannten „Buddys“) und Partys hilft es den Ankömmlingen, im Gastland Anschluss zu finden. Dass es bei Erasmus nur ums Feiern geht, wie dem Programm öfter vorgeworfen wird, stimmt nicht. Claudia hat durch ihre Zeit in Göteborg und ihre Arbeit bei ESN her-

ausgefunden, was sie machen will: Heute arbeitet sie für die Studienzulassung im Auslandsreferat der WU und hat täglich mit internationalen Studierenden zu tun. Es scheint, als würde die interkulturelle Kompetenz, die ein Auslandsstudium mit sich bringt, immer noch eine spezielle Auszeichnung für das spätere Berufsleben sein.

Interkulturelle Kompetenz – die verlangt nicht nur die Berufswelt, sondern auch der Alltag in einer Union mit 500 Millionen BürgerInnen mit verschiedensten Wurzeln. Es gibt wohl kein zweites Programm, das diese Fähigkeit so gut vermittelt. Erasmus ist aber keineswegs für alle; noch richtet sich das Programm an eine akademische Elite. Aber jeder fängt klein an: Im allerersten Erasmusjahr 1987 nahmen 3244 Studierende aus elf Ländern am Programm teil. Mittlerweile sind es jährlich über 230.000. Wie viele werden es wohl sein, wenn im Jahr 2020 „Erasmus für alle“ ausläuft? Und wie viele erst, wenn Julius, Isi und Amadea auf Erasmus gehen? Aber denen wurde die interkulturelle Kompetenz ja sowieso schon in die Wiege gelegt.

Die Autorinnen Anna Radl und Julia Prummer studieren Globalgeschichte und Rechtswissenschaften an der Uni Wien.

BILDUNG



Unbezahlte Arbeit im Spital

Ab August 2014 wird sich die Ausbildung an den Medizinischen Universitäten ändern: Im letzten Jahr des Studiums sollen Medizinstudierende künftig 35 Stunden pro Woche in Spitälern arbeiten. Allerdings: ohne Bezahlung.

Sinn des Klinisch-Praktischen Jahres (KPJ) ist es, die Studierenden durch praktische Arbeit in den Krankenhäusern auf ihre zukünftige Tätigkeit vorzubereiten. Das KPJ gehört in Deutschland und der Schweiz schon lange zur medizinischen Ausbildung. Nun wird es auch in ganz Österreich eingeführt und umfasst 48 Wochen, bei einer durchschnittlichen 35-Stunden-Woche. Dabei sollen jeweils 16 Wochen auf der Inneren Medizin und der Chirurgie verbracht werden – der Rest der Zeit darf auf Wahlfächer aufgeteilt werden. An den Medizinischen Universitäten Graz und Innsbruck gibt es das KPJ schon jetzt – allerdings dauert es bisher nur 30 Wochen.

STUDIENDE ALS SYSTEMERHALTERIN-NEN? So sinnvoll die Idee hinter dem KPJ ist, so wenig durchdacht scheint seine Umsetzung. Der große Haken: Es gibt bisher keinen klar abgegrenzten Aufgabenbereich für die Medizinstudierenden. Während im bisherigen Tertial-System klar war, dass Studierende hauptsächlich zusehen und von den OberärztInnen lernen sollen, während die TurnusärztInnen die täglich anfallenden Arbeiten erledigen, drohen die Grenzen zwischen Medizinstudierenden und TurnusärztInnen im KPJ zu verschwimmen. „Ich habe Angst, dass ich im KPJ nichts lerne und stattdessen als Systemerhalter verwendet werde“, sagt Medizinstudent Florian. Auch auf Seiten der Krankenhäuser herrscht oftmals Ratlosigkeit. „Niemand weiß momentan, was unser Aufgabenbereich im KPJ ist. Nicht mal die Krankenhäuser“, kritisiert Medizinstudentin Jessica: „Viele Krankenhäuser in den Bundesländern haben sich lange geweigert, überhaupt KPJ-Studierende aufzunehmen, weil sie nicht wissen, was sie mit uns anfangen sollen.“

Die Befürchtungen der Studierenden scheinen nicht unberechtigt. Birgit hat das KPJ in Graz absolviert. „Eigentlich macht man hauptsächlich Turnusarbeit“, erzählt sie: „Es hängt davon ab, ob der Turnusarzt daran interessiert ist, dir was beizubringen oder nicht. Ich war sehr selten mit den Oberärzten unterwegs.“ Bei der ÖH Medizin Wien gibt es derzeit

Arbeitsgruppen, die ein konkretes Profil für KPJ-Studierende erarbeiten. „Das Profil soll so ausformuliert sein, dass wenig Zeit für Erhaltungstätigkeiten bleibt“, erklärt Abelina, Referentin für Bildungspolitik bei der ÖH Medizin Wien.

STUDIENDE ALS GRATIS ARBEITSKRÄFTE? Besonders prekär wird das KPJ vor allem für berufstätige Studierende. Jessica arbeitet etwa 20 Stunden die Woche als OP-Assistentin. „Es ist jetzt schon schwierig genug, neben dem Studium zu arbeiten. Neben dem KPJ wird sich das nicht mehr ausgehen“, sagt sie. Da die KPJ-Studierenden künftig auch einiges in den Spitälern leisten werden, wollen sie für ihre Arbeit auch entlohnt werden. Bisher sollen die Studierenden im KPJ aber nicht bezahlt werden. Die ÖH Medizin fordert in erster Linie eine Aufwandsentschädigung. „Eine fixe Aufwandsentschädigung im KPJ wäre schon eine deutliche Entlastung“, sagt Abelina. Darüber hinaus wird versucht, das KPJ so flexibel wie möglich zu gestalten, sodass die Möglichkeit, nebenbei zu arbeiten, grundsätzlich realistisch bleibt: Es soll keine täglichen Fixstunden geben und die Stunden der Nachtdienste sollen auf die 35 Wochenstunden voll angerechnet werden. Zusätzlich soll es die Möglichkeit geben, sich im KPJ auch 25 Tage freizunehmen.

Die unabhängige Fachschaftsliste der Medizinuni, UFMUW, die bei den ÖH-Wahlen im Mai dieses Jahres die Mehrheit an der Medizinischen Universität erzielen konnte und demnächst gemeinsam mit dem VStStÖ den Vorsitz der ÖH Medizin übernehmen wird, spricht sich klar gegen Nebenjobs im KPJ aus: „Studierende sollten die Zeit, die sie während des KPJ nicht im Krankenhaus verbringen, dazu nutzen können sich Wissen anzueignen – und nicht von einer Arbeitsstelle zur nächsten hetzen“, heißt es. Schon jetzt gibt es Gerüchte über Spitäler, die Turnusarztstellen abbauen wollen, um bezahlte TurnusärztInnen durch unbezahlte Medizinstudierende ersetzen zu können. „Wenn die Krankenhäuser einsparen, gibt es auch kein Argument, dass das Geld für die KPJ-Studierenden nicht da ist“, kommentiert

Abelina die Gerüchte. Die UFMUW fordert eine Aufwandsentschädigung, die zumindest der Geringfügigkeitsgrenze entspricht, um die Studierenden sozial abzusichern. „Von den Studierenden zu verlangen, am Wochenende und in der Nacht arbeiten zu gehen, um tagsüber gratis in den Lehrkrankenhäusern mitzuarbeiten, erachten wir als maximale Ausbeutung von kostenlosen Arbeitskräften.“

FLUCHT INS BEZAHLTE AUSLAND. Viele Medizinstudierende flüchten vor den unsicheren Zuständen an den heimischen Unis ins Ausland. In Deutschland und in der Schweiz wird das KPJ angemessen entlohnt. Laut der UFMUW werden in Deutschland oft 300 Euro bis 600 Euro bezahlt, in der Schweiz sogar 1000 Euro bis 1500 Euro. Jessica, die zum ersten KPJ-Jahrgang gehören wird, will einen Teil des KPJ in der Schweiz machen. „In der Schweiz ist alles strukturierter. Dort lernt man wirklich etwas“, sagt sie. Florian wird zum zweiten KPJ-Jahrgang gehören. Er fürchtet, dass die Universität angesichts der Flucht des ersten KPJ-Jahrgangs ins Ausland dem zweiten Jahrgang Auslandsaufenthalte verbieten könnte. „Vielleicht bekommt die Uni Angst, dass die Studierenden ins Ausland gehen, dort Bezahlung bekommen und dann nicht mehr zurückkommen“, meint er. Zumindest diese Unklarheiten scheinen aber mittlerweile geklärt zu sein. „Die ersten zwei Tertiale des KPJ kann man fix ins Ausland gehen“, erklärt Abelina: „Für das dritte Tertial muss man bei der Uni ansuchen – das sollte aber auch kein Problem sein.“

Ob das KPJ ein sinnvoller Teil des Studiums oder doch nur unbezahlte Arbeit zur Systemerhaltung sein wird, wird sich wohl erst zeigen. Fakt ist jedoch, dass Studierende, Krankenanstalten und Lehrende über Zweck und Ablauf des KPJ informiert werden müssen. Dies hat die Medizinische Universität Wien bisher jedenfalls verabsäumt.

Verena Ehrnberger ist Juristin und studiert derzeit Vergleichende Literaturwissenschaften an der Universität Wien.

Vorgegaukelte Seriosität

Von Kristallen, die Quanten ins Trinkwasser übertragen, hält der Quantenphysiker Florian Aigner nichts. Was es mit ihnen und den Parawissenschaften auf sich hat, erklärt er im *progress*-Interview.

Laut einer SPECTRA-Studie glauben 68 Prozent aller ÖsterreicherInnen an übernatürliche Phänomene. An der Wirtschaftskammer sind 15.000 unsertifizierte EnergetikerInnen aus ganz Österreich gewerblich gemeldet. Quantenheilung, Heilsteine und Handauflegen sind voll im Trend. Die Wirksamkeit parawissenschaftlicher Methoden bleibt jedoch zweifelhaft und bis zum jetzigen Zeitpunkt wissenschaftlich unbelegt.

progress: Was sind Parawissenschaften?

Florian Aigner: Das sind Theorien, die Seriosität vorgaukeln, indem sie sich als Wissenschaften darstellen, ohne aber den tatsächlichen wissenschaftlichen Anforderungen gerecht zu werden. Man versucht, wissenschaftlich zu wirken, obwohl man es nicht ist. Esoterische Produkte wie sogenannte Heilsteine oder „belebtes Wasser“ werden mit wissenschaftlichen Begriffen wie „Quantenschwingung“ in Verbindung gebracht. Eine logische Verbindung zwischen diesen Begriffen und der angeblichen Wirkung wird dann aber gar nicht hergestellt. Das ist Missbrauch von Wissenschaft und macht es für Leute ohne wissenschaftliche Bildung schwierig zu unterscheiden, was Wissenschaft und was Humbug ist.

Sogar die ASFINAG hat versucht mit Hilfe von Kristallen Unfallstellen auf Straßen zu entschärfen. Auch andere öffentliche Einrichtungen wie Krankenhäuser setzen gerne esoterische Produkte ein, ohne deren Wirkung nachzuprüfen. Die Wissenschaft beruht aber darauf, dass die Aussagen, die man macht, getestet werden.

Welche gesellschaftlichen Probleme können entstehen, wenn öffentliche Einrichtungen esoterische Produkte verwenden?

Ein Problem ist, wenn Steuergeld für etwas verwendet wird, das nicht wirkt. Das Problem geht aber weiter: Eine aufgeklärte, demokratische Gesellschaft funktioniert nur dann, wenn man sich darauf einigt, welche Argumente für den demokratischen Diskurs akzeptabel sind. Seit der Aufklärung hat sich der Standpunkt entwickelt, dass wir basierend auf Fakten argumentieren sollen, die man im Popper'schen Sinn überprüfen kann: Wenn ich Behauptungen aufstelle, muss ich auch angeben, unter welchen Bedingungen ich bereit wäre, diese fallen zu lassen. Wenn wir den esoterischen Parawissenschaften zu viel Platz einräumen, dann haben wir einen gesellschaftlichen Diskurs, der von Fakten vollkommen entkoppelt ist. Bauchgefühle und Eingebungen, wie sie in den Parawissenschaften als Begründungen verwendet werden, dürfen in einer aufgeklärten Gesellschaft nicht Basis der Entscheidungsfindung sein. Auch wenn Parawissenschaften verständlicherweise eine gewisse Attraktivität haben.

Worin liegt diese Attraktivität?

Erstens kann ich mich als etwas Besonderes fühlen,



Foto: Johanna Rauch

wenn ich behaupte, über spezielle Fähigkeiten oder außergewöhnliches Wissen zu verfügen. Ich hab etwas verstanden, was andere nicht verstehen und ich kann dieses Wissen nutzen. Auch ein Arzt hat eine gewisse Autorität durch ein langjähriges Medizinstudium. Viel einfacher ist es natürlich, einen dreiwöchigen EnergetikerInnenkurs zu machen. Der Anspruch, etwas Besonderes zu sein und etwas Besonderes zu können, lässt sich auch dadurch erfüllen.

Zweitens liegt den Parawissenschaften dieselbe Art von Neugier zugrunde, die man in Bezug auf die Wissenschaften hat. Es ist einfach schön, etwas Neues zu lernen – das gilt für die Wissenschaft genauso wie für die Esoterik. Aber bei näherer Betrachtung differenzieren sich die Dinge. Da gibt es dann Apparate, wie Kupferpendel, die nicht funktionieren, und echte Wissenschaft, die man sauber argumentieren kann.

Wie lässt sich eine vermehrte Zuwendung zu den Parawissenschaften erklären?

Ich glaube, in Krisen versuchen die Leute etwas Neues zu finden. Es passiert oft, dass Leute mit persönlichen oder finanziellen Schwierigkeiten ihr Leben umkrempeln wollen, was an sich nichts Schlechtes ist. Das sind legitime Reaktionen. Oft wäre aber eine Psychotherapie oder eine intensive Aussprache mit Leuten, die man gut kennt, heilsamer und kostengünstiger.

Die Gesellschaft zur wissenschaftlichen Untersuchung von Parawissenschaften (GWUP), bei der Sie tätig sind, beschäftigt sich seit geraumer Zeit mit der Faszination für Parawissenschaftliches. Was ist euer Antrieb?

Die GWUP ist eine Vereinigung, die versucht, wissenschaftlich rationales Denken zu propagieren und zu verbreiten. Wir wollen klar aufzeigen, welche Behauptungen wissenschaftlich sind und wo die Grenze zur bloßen Esoterik verläuft. Einmal im Jahr

werden die sogenannten „Psi-Tests“ durchgeführt: EsoterikerInnen werden eingeladen, ihre Behauptungen unter sauber definierten Laborbedingungen unter Beweis zu stellen. Wer das schafft, könnte hohe Geldpreise gewinnen, doch bis jetzt ist das noch jedes Mal misslungen. Bei übersinnlichen Phänomenen ist die Einbildungskraft ein mächtiger Faktor. Der Selbstbetrug, also das zu sehen, was ich mir erwarte, ist eine ganz natürliche menschliche Eigenschaft. Die Wissenschaft ermöglicht uns, einen Schritt weiter zu gehen, um Selbstbetrugsphänomene aufzudecken und zur Wirklichkeit zu kommen, die stärker ist als mein Bauchgefühl.

Im Falle der Homöopathie: Ist sie Medizin oder Täuschung?

Homöopathie ist mittlerweile Mainstream. Trotzdem weist die wissenschaftliche Faktenlage klar darauf hin, dass Homöopathie nicht besser wirkt als ein Placebo. Menschen sind aufgrund des Placeboeffekts schwieriger zu testen als simple physikalische Objekte. Der Placeboeffekt ist sehr mächtig, dazu gibt es viele Studien. Man kann viele verschiedene Placebo-Behandlungen anwenden, von Pillen ohne Wirkstoff über Spritzen bis hin zu Scheinoperationen. Diese Placebotherapien haben bei den PatientInnen oft gut gewirkt. Das liegt daran, dass der Kranke schon allein durch die Behandlung die persönliche Einstellung zur Krankheit ändert. Der Placeboeffekt ist zwar etwas Gutes, in der Medizin kommt man mit esoterischen Mitteln aber in gefährliches Gebiet. Wenn man Menschen von wirksamer medizinischer Versorgung abhält, indem man sie nicht richtig und ausreichend informiert, wird es äußerst problematisch. Diese Verantwortungslosigkeit gegenüber den PatientInnen kommt selbst bei schwerwiegenden Krankheiten wie Krebs oft genug vor und kann bis zum Tod führen.

Also gilt die Aussage „Information ist Macht“?

Esoterik, allgemein Heilungsprozesse haben sehr viel mit Macht zu tun. Die wissenschaftliche Nachvollziehbarkeit ist für den Durchschnittsverbraucher nicht gegeben. Wie auch? Esoterische Webseiten schauen oft sehr wissenschaftlich aus und verwenden wissenschaftliche Fachausdrücke. Da haben wir letztlich ein Konsumentenschutzproblem. Es braucht Einrichtungen, die esoterische Angebote prüfen und klassifizieren. Man muss klare Worte finden und offen sagen, worum es sich bei den Angeboten handelt. Konsumentenschutzinstitutionen und Universitäten sollten sich hier mehr engagieren. Gerade Universitäten, an denen stetig neue Wissenschaft entsteht, hätten eigentlich ein Interesse daran, die Gesellschaft aufzuklären darüber, was Wissenschaft ist und was nicht.

Weblink: www.skeptiker.at

Das Interview führte Marlene Brüggemann.



UNTERRICHT IM WOHNZIMMER

Immer mehr Kinder in Österreich werden privat unterrichtet. Der Lernerfolg ist gut, fehlende Kontakte zu Gleichaltrigen bringen aber Probleme.

Im Wohnzimmer der Familie Haubenberger-Lamprecht liegen Stifte und Schreibzeug zwischen Stofftieren und Bauklötzen, eine Spielzeugeisenbahn fährt um eine Schultafel, in der Küche kleben Postits: „Meer“ und „mehr“ steht darauf, „Dusche“ und „Tusche“. Für die beiden Söhne Jonas (8) und Elias (5) gibt es keinen Unterschied zwischen Klassenzimmer und Wohnzimmer. Die beiden werden zu Hause unterrichtet.

Etwa 2200 Kinder in Österreich sind wie Jonas und Elias von der Schule abgemeldet und lernen daheim oder in einer Alternativschule ohne Öffentlichkeitsrecht. Das ist möglich, weil in Österreich genau genommen keine Schulpflicht, sondern nur eine Bildungspflicht besteht. Österreichische Kinder müssen zwar unterrichtet werden, wo, von wem und wie schreibt das Gesetz aber nicht vor. Eltern müssen den Hausunterricht beim jeweiligen Landesschulrat beantragen. Innerhalb eines Monats kann dieser zwar ablehnen, in der Regel wird der Heimunterricht aber genehmigt. Abgelehnt werden nur Anträge von Eltern, die gar nicht erklären können, nach welchen Methoden sie ihre Kinder unterrichten werden, erklärt Mathilde Zeman von der Schulpsychologie Wien.

Sigrid Haubenberger-Lamprecht weiß das ganz genau, sie betreibt sogenanntes *Unschooling*. Das heißt, einen Stundenplan mit Mathe und Deutsch wie in der Schule gibt es für ihre Söhne nicht. Das Wichtigste sei das Vertrauen darauf, die Kinder einfach wachsen zu lassen, erklärt Haubenberger-Lamprecht: „Jeder Mensch kommt mit seinem Potential auf die Welt und es braucht nur Raum, dass er sich entfalten kann.“ Jonas und Elias beschäftigen sich also einfach mit dem, was ihnen gerade einfällt. Jonas interessiert sich zum Beispiel für Bienen, seine Mutter will deshalb Kontakt mit einem Imker aufnehmen.

Mathe und Lesen lernten die beiden nebenbei. Als Jonas einmal ein Puzzle bekam, auf dessen Schachtel „100 Teile“ stand, zählte er sofort nach. „Da stand 100 drauf, aber es waren nur 97!“, ruft er. Seine Mutter lächelt: „Das ist doch auch Mathe.“ Lesen üben die beiden Buben unterwegs mit Schildern und Aufschriften, beim Vorlesen oder indem sie das Alphabet mit den Armen nachstellen. Elias setzt sich an den Tisch. „Elias“ schreibt er mit Buntstiften auf ein weißes Blatt, dann „Jonas“. Er hält den Zettel hoch. „Ich bin der Elias. Und das ist mein Bruder, der Jonas.“ Auf die Frage, ob er schon die Uhr lesen könne, schüttelt Jonas zögerlich den Kopf. Nein, aber auf der Stelle kontrolliert er alle Uhren in der Wohnung: die laut tickende in der Küche, die kleine mit den roten Zeigern am Boiler. „Mama, warum ist der Zeiger da auf sieben und da nicht?“ Eine der Uhren geht falsch. Wieder etwas gelernt.

In Österreich ist diese Art des Lernens erlaubt. Ganz anders sieht die Situation in Deutschland aus. Wer dort seine Kinder nicht zur Schule schickt, muss Strafe zahlen. Manche Familien nehmen diese Kosten einfach in Kauf oder melden ihre Kinder nach der Geburt nicht. Die Familie Boersma ist nach Österreich gezogen. „Das war schon eine Trotzreaktion“, sagt Vater Auke Boersma: „Eltern sind doch mündige Bürger, die die Freiheit haben sollten, selbst zu entscheiden.“ Für seine drei Töchter und seinen Sohn sieht der Tag aber ganz anders aus als für Jonas und Elias. Am Vormittag lernen sie mit Arbeitsblättern und Schulbüchern. Die Hauptfächer kommen dabei jeden Tag dran. Am Nachmittag geht es dann in die Musikschule oder zur Tanzstunde. Der Unterricht orientiert sich am Lehrplan, die älteren Mädchen müssen ja auch ihre Externistenprüfungen bestehen.

Denn auch wenn die rechtliche Lage in Österreich sehr locker ist, werden alle HeimschülerInnen

einmal im Jahr in einer Schule über den Jahresstoff geprüft. Wer nicht besteht, muss in die Schule. Das sei schon eine Stresssituation für die Kinder, erzählt Boersma. Die Noten dürfe man nicht allzu ernst nehmen, weil die PrüferInnen nur zehn Minuten Zeit haben, die Kinder zu beurteilen. Auch Jonas hat mit seinen acht Jahren schon zwei Prüfungen hinter sich. In den ersten Volksschuljahren ist die Prüfung ein lockeres Gespräch und war kein Problem für den Buben. Wenn Jonas älter wird, wird das *Unschooling* die Prüfung aber erschweren, weil er ja nicht nach dem Lehrplan lernt.

Joya Marschnig vom Verein *Freilerner* klagt deshalb beim Verwaltungsgerichtshof. Sie unterrichtet ihre Tochter ebenfalls zu Hause und fordert, dass sie sich die Prüfungsschule selbst aussuchen darf. Denn Externistenprüfungen dürfen nur Schulen mit Schulartbezeichnung, also etwa Hauptschulen oder Gymnasien, durchführen. Alternativschulen, die nach ähnlichen Konzepten wie *Unschooling* unterrichten, lassen sich oft in keine Kategorie einordnen und dürfen daher auch nicht prüfen.

Diese Regelung ist aber laut Schulpsychologin Zeman sinnvoll. Denn *Unschooling* sei zu wenig, erklärt sie. Der Unterricht zu Hause könne zwar anders strukturiert sein, Eltern müssten ihren Kindern dennoch offizielle Bildungsabschlüsse ermöglichen. „Im schlimmsten Fall sagen die Eltern, wenn der Sohn heute nicht lesen will, dann liest er halt in fünf Jahren. Und dann bleibt er fünf Jahre lang Analphabet.“ Also müsse der Staat kontrollieren, dass so etwas nicht vorkommt.

So unterschiedlich die Formen des Hausunterrichts sind, so unterschiedlich sind auch die Gründe für eine solche Entscheidung. Der deutsche Soziologe Thomas Spiegler fasst sie mit den Worten „Werte,



Fotos: Magdalena Langmayr

Wissen, Wohlergehen“ zusammen. Die ersteren halten jene Eltern hoch, die ihre Kinder aus politischen oder religiösen Gründen aus der Schule nehmen, etwa weil sie Lehrinhalte wie Sexualkunde oder Evolutionstheorie ablehnen. In Deutschland machen religiöse Bewegungen laut Spiegler's Studien den Großteil der Homeschooler aus. Andere Eltern befürchten, dass ihre Kinder in der Schule nicht genug lernen oder sind mit den Methoden nicht einverstanden. Für die dritte Gruppe von Familien ist Homeschooling nur eine Übergangslösung: Die Kinder bleiben wegen Problemen wie Mobbing oder aufgrund einer Krankheit für einige Zeit daheim. Diese Form des Homeschoolings spiele im Schulsystem aber keine Rolle, weil es zeitlich begrenzt sei, erklärt Stefan Hopmann vom Institut für Bildungswissenschaften der Universität Wien. Obwohl Homeschooling in Österreich erlaubt ist, gibt es hierzulande weniger Studien als in Deutschland. Laut einer Pilotstudie mit 20 Familien sei aber ein typischer Grund in Österreich die Ablehnung des Schulsystems, so Hopmann.

Diese war auch für Sigrid Haubenberger-Lamprecht ausschlaggebend. „Es war immer klar, dass wir anders sind.“ Alle Kindergärten, die sie besichtigte, boten nicht genug Freiheit für Jonas. Und nachdem sie über *Unschooling* gelesen hatte, wurde ihr klar: „So möchte ich auch leben. Die Zeiten nicht von außen bestimmen lassen. Wir bestimmen, wann wir aufstehen und wann wir ins Bett gehen.“ Auch für Auke Boersma war Schule immer mit Unbehagen verbunden: „Die Kinder gehen in die Schule und dann kommen die Schimpfwörter.“ Er will seinen Kindern christliche Werte vermitteln und so fiel die Entscheidung, nach Österreich zu ziehen. „Als Eltern hat man einen guten Draht zu den Kindern. Man beantwortet ja in den ersten sechs Jahren auch tausend Fragen.“ Eltern, die sich für Home-

schooling entscheiden, seien meistens sehr engagiert, sagt Schulpsychologin Zeman. Sie seien stark an Bildung interessiert, nur nicht an Bildungsinstitutionen.

Genau das kann laut SoziologInnen aber zum Problem werden. „Wenn ich Schule alleine als das Erlernen von Inhalten sehe, gibt es kaum Probleme“, erklärt Hopmann. Im Gegenteil: SchülerInnen, die daheim unterrichtet werden, schneiden aufgrund der individuellen Betreuung bei Prüfungen meist besser ab als Schulkinder. Wenn aber Schule als Übergang von Familie zu Gesellschaft verstanden wird, gäbe es viele Probleme, so Hopmann. Und diese Sozialisationsfunktion der Schule sei mindestens so wichtig wie Wissensvermittlung.

„Ah! Die große S-Frage!“, ist die Reaktion der meisten Homeschooler auf die Frage nach den sozialen Kontakten ihrer Kinder. Die Frage sei aber, ob Kinder in der Schule wirklich Sozialisation lernen, kritisiert Joya Marschnig. Sie lebe ja nicht abgeschottet, ihre Tochter habe trotz Homeschoolings viele FreundInnen. Auch Auke Boersma ist skeptisch. „Wenn ich im Zug sitze und sechs Schüler sehe, die alle in ihre Handys hineintippen, dann denke ich mir: Glückwunsch zu dieser gelungenen Sozialisation!“

Fehlende FreundInnen seien auch nicht das Problem, geben ExpertInnen zu bedenken, sondern die Fähigkeit, mit der sozialen Dynamik einer Gruppe zurechtzukommen und Konflikte außerhalb der Familie zu lösen. „In der Schule lerne ich mit Kindern aus anderen sozialen Verhältnissen umzugehen, mit Lehrern, die nicht so lieb sind wie Mama, mit Zeitdruck und Aufgaben, die ich nicht so mag“, erklärt Hopmann. Auch Zeman kritisiert fehlende Gruppenerfahrung und die Fixierung auf

die Familie. Konflikte mit Gleichaltrigen auszutragen, sei ein wichtiger Entwicklungsschritt. Sigrid Haubenberger-Lamprecht sieht das anders: „Ich glaube nicht, dass ich etwas Negatives erleben muss, um damit umzugehen. Nein, ich möchte es schön haben im Leben.“

Im Leben laufe aber nicht alles wunderbar, entgegnet Zeman. Und wer nie lerne, sich in ein soziales Setting einzugliedern, mache später bittere Erfahrungen im Studium und im Berufsleben. „Irgendwann kommt das Leben auf uns zu. Die Kinder können nicht für immer zu Hause sein.“ Auch im Traumberuf müsse man hin und wieder langweilige Arbeiten erledigen. Und in vielen Betrieben sei es wichtig, dass bestimmte Aufgaben zu einer bestimmten Zeit erledigt werden. In der Schule wiegen hier falsche Entscheidungen noch nicht so schwer, stimmt Hopmann zu. Später im Beruf ist die Folge von Schwierigkeiten, sich mit Gruppendynamik, Zeitdruck und ungeliebten Tätigkeiten zu arrangieren, aber die Kündigung. „Eltern, die ihre Kinder aus religiösen oder Anti-Schul-Motiven zu Hause unterrichten, tun ihnen keinen Gefallen“, warnt Hopmann.

Die „FreilernerInnen“ kämpfen dennoch weiter für ihr Recht, selbst über die Bildung ihrer Kinder zu entscheiden. „Als Mutter bin ich die größte Expertin für mein Kind“, meint Marschnig: „Warum sollte irgendein Bildungswissenschaftler besser Bescheid wissen als ich als Mutter?“

Die Autorin Magdalena Liedl studiert Zeitgeschichte und Anglistik an der Uni Wien.

„Was arbeitest du heuer im Sommer?“



„Ich werde im Sommer ein Praktikum bei *Oikidrom* anfangen, einem Institut für interdisziplinäre Forschung und Praxisarbeit für urbane Nachhaltigkeit. Ich werde dort bei Projekten mitarbeiten.“

Franziska, 21, studiert Politikwissenschaft und Raumplanung



„Ich werde im Sommer wieder bei einem Nachwuchs-Fußball-Turnier in Wels als Leiterin der Zentrale arbeiten. Mir macht's viel Spaß, obwohl es manchmal auch eine richtige Herausforderung ist.“

Christine, 21, studiert Lehramt für Biologie und Umweltkunde sowie Geographie und Wirtschaftskunde



Umfrage: Eva Mayr
Fotos: Alexander Gortler

„Aufgrund meiner zwei Studien habe ich mir diesen Sommer keine fixe Arbeit gesucht, um mich hauptsächlich auf die Uni und das Lernen zu konzentrieren. Ich arbeite nur für ein paar Wochen im Betrieb meiner Eltern mit: Urlaub am Bauernhof.“

Isabel, 22, studiert Raumplanung und Ernährungswissenschaft



„Sommer, Sonne, Meer? – Dieses Jahr heißt es eher Architekturbüro, Kaffee und Pläne zeichnen für mich!“

Wilhelm, 24, studiert Architektur



„Ich arbeite seit zwei Jahren geringfügig in einem kleinen Süßwarengeschäft, das im Sommer auch Eis verkauft. Die Arbeit hinter der Eistheke ist zwar oft anstrengend, aber ich mach's nach wie vor gerne.“

Doris, 21, studiert Lehramt für Geschichte und Deutsch

Service, das hilft!

Studienabschlussbroschüre

Das Auslaufen der Beihilfen, der Ablauf der Mitversicherung oder Finanzierungsmöglichkeiten beim Schreiben der Abschlussarbeiten sind Themen, mit denen wir Studierende uns in der Studienabschlussphase beschäftigen müssen.

Dieses Semester hat die ÖH-Bundesvertretung deshalb eine neue Broschüre, mit wichtigen Informationen für die Studienabschlussphase, erstellt. Um zu gewährleisten, dass alle Förderungen bestmöglich genutzt werden, informieren wir dich in dieser Broschüre über die staatlichen Förderungen zum Studienabschluss, die es für Studierende in Österreich gibt. Um sicherzustellen, dass Studierende auch in der Studienabschlussphase versichert sind, gibt es einen Überblick über günstige Formen der Versicherung sowie wesentliche Informationen zum Auslaufen der Mitversicherung.

Der Studienabschluss bedeutet meist auch einen Einstieg in das – richtige – Erwerbsleben. FAQs mit den wesentlichen Begriffen zum Arbeitsrecht sowie Tipps für Bewerbungsverfahren und Informationen zum AMS sollen den Einstieg erleichtern. Ein wesentlicher Teil des Studienabschlusses sind die Abschlussarbeiten. Die Studienabschlussbroschüre bietet dir nützliche Informationen zu Abschlussarbeiten, Zitiertipps und Sperrfristen.

Sämtliche Info-Broschüren findest du auch als Download auf www.oeh.ac.at. Auf der Homepage erhältst du auch aktuelle Infos über die Arbeit der ÖH und die Entwicklungen im Sozialbereich. Wenn du spezielle Fragen oder Anregungen hast, schreib uns ein E-Mail an sozial@oeh.ac.at.

(JF)

Beratungszeiten auch während den Sommerferien

Auch während den Sommerferien beraten wir dich gerne rund um Beihilfen, Stipendien, Arbeitsrecht oder Versicherungen bzw. rund ums Studienrecht, den Einstieg ins Studium oder die Studienwahl. Darüber hinaus unterstützen wir dich gerne im Streit oder bei Unklarheiten mit Behörden oder dem Rek-

torat. Komm einfach zur Beratung vorbei, schreib uns ein Mail oder ruf uns an.

Kontaktdaten sowie die aktuellen Beratungszeiten findest du unter: www.oeh.ac.at

(JF)

POLITIK



more london riverside

37° health and fitness

37°

Die letzten ZeitzeugInnen

Die letzten ZeitzeugInnen der Shoah vermitteln weit mehr als nur einen Einblick in die Verbrechen des Nationalsozialismus. Denn ihre Lebensgeschichten und Gefühle stellen ein wichtiges Vermächtnis dar, dass es zu bewahren gilt. Claudia Aurednik hat zwei ZeitzeugInnen besucht und mit ihnen gesprochen.

„Ich nehme meinen Lagergürtel aus dem Vernichtungslager Auschwitz in die Schulen mit. Wenn ich ihn dann den Kindern in der Klasse gebe, werden alle ganz still. Im Konzentrationslager habe ich ja nur noch 37 Kilo gewogen“, erzählt der Zeitzeuge Walter Fantl-Brumlik (89) und ergänzt: „Ich habe auch noch meinen Judenstern und Dinge aus Theresienstadt. Wenn die Kinder diese berühren, dann löst das bei ihnen Gefühle aus.“ Fantl-Brumlik ist einer der letzten ZeitzeugInnen, die regelmäßig in Schulen gehen und über ihr Schicksal erzählen. Der Auschwitz-Überlebende hat in seiner Jugend die Verbrechen des Nationalsozialismus am eigenen Leib erfahren. Seine Erzählungen verdeutlichen die Kaltblütigkeit und Perfidität der NationalsozialistInnen. „Meine Vorträge halte ich immer sehr prägnant und fesselnd. Ich erzähle auch, dass wir beim Transport von Theresienstadt nach Auschwitz 5000 Männer waren, von denen nur etwa 100 überlebt haben. Den SchülerInnen muss ich dann erklären, was die Selektion beim Eintreffen in Auschwitz bedeutet hat“, erklärt Walter Fantl-Brumlik, der dort seinen Vater Arthur Fantl-Brumlik zum letzten Mal gesehen hat: „Damals hat der Lagerarzt Josef Mengele die Selektion nach unserer Ankunft vorgenommen und zu meinem Vater ‚links‘ und zu mir ‚rechts‘ gesagt. Seitdem habe ich meinen Vater nie wieder gesehen. Ich wurde dann mit anderen von der Rampe nach Auschwitz-Birkenau gebracht.“ Walter Fantl-Brumlik wird den Geruch der Krematorien und die menschenunwürdigen Lebensbedingungen in Auschwitz niemals vergessen: „Als wir auf dem Weg nach Auschwitz-Birkenau waren, habe ich einen Kapo gefragt, was denn hier so riechen würde. Daraufhin hat er mich angesehen und gefragt, ob ich das wirklich wissen will. Ich habe ja gesagt. Dann hat er mit der Hand nach oben gezeigt und nur ‚dein Vater‘ gesagt.“ Zu seinen Vorträgen als Zeitzeuge nimmt Walter Fantl-Brumlik auch immer eine Fotografie seiner Familie mit. Auch seine Mutter Hilda Fantl-Brumlik und seine drei Jahre ältere Schwester Gertrude Fantl-Brumlik haben die Shoah nicht überlebt. Die Familie hatte bis zum „Anschluss“ Österreichs im niederösterreichischen Bischofstetten ein Geschäft.

Walter Fantl-Brumlik erzählt, dass er bis zu dieser Zeit eine schöne Kindheit gehabt hatte. Auch den Antisemitismus hatte er als Kind bis zum Jahr 1938 nicht gespürt: „Nach dem Anschluss hat mich mein Schäferhund Jux vor körperlichen Angriffen geschützt. 1939 wurde meine Familie von den Nazis dazu gezwungen, unser Haus und unser Geschäft zu verkaufen. Anschließend wurden wir mit einem Lastauto von Bischofstetten nach Wien in eine jüdische Sammelwohnung im Zweiten Bezirk gebracht.“ Eine Ausreise in die USA oder eine illegale Einwanderung ins damalige Palästina war für die Familie nicht möglich. Vor dem Zwangsumzug musste der Vater den geliebten Hund erschießen, weil dieser sehr anhänglich war und sie ihn nicht mitnehmen konnten: „Meine Schwester und ich haben richtig geheult, als mein Vater uns gesagt hatte, dass er den Jux erschießen musste. Später im Konzentrationslager habe ich mich dann daran erinnert und mir gesagt: Und jetzt hier in Auschwitz, da machen sie mit uns solche Dinge.“

Walter Fantl-Brumlik erhält viele Briefe von SchülerInnen: „Manche Kinder sind wirklich sehr interessant. In einem hat eine Schülerin Folgendes geschrieben: ‚Als ich einen Judenstern in der Hand gehalten habe, da wusste ich, dass dieser einem Todgeweihten gehört hat.‘ Solche Kinder und engagierte LehrerInnen motivieren mich sehr.“ Manche Schulklassen gestalten auch Mappen über Fantl-Brumliks Vortrag und schicken ihm Bilder, die Fantl-Brumlik alle sorgsam in seiner Wohnung zur Erinnerung aufbewahrt. Drei- bis viermal pro Jahr besucht er auf Anfrage Schulen. Die einzige Bedingung für ihn ist jene, dass die LehrerInnen die SchülerInnen inhaltlich auf seinen Besuch vorbereiten. Den letzten Vortrag hat er in einem Bundesrealgymnasium in Linz gehalten. Die SchülerInnen dort hatten großes Interesse an seinem Schicksal: „Der Lehrer hat mir vor dem Vortrag gesagt, dass ich diesen vor etwa sieben SchülerInnen halten werde. Als ich dann in die Schule gekommen bin haben 47 SchülerInnen auf mich gewartet, die alle großes Interesse an meinen Erzählungen hatten.“

Walter Fantl-Brumlik hofft, dass die Jugend die Geschichte durch seine Vorträge weitertragen wird. Die aktuelle Politik klammert er bei seinen Vorträgen aus, denn er ist politisch nicht aktiv und findet, dass die LehrerInnen dafür zuständig wären.

Trotz seines Schicksals und der Ermordung seiner Familie verspürt er keinen Hass auf die ÖsterreicherInnen: „Ich habe nie Hassgefühle gehabt. Denn der Nationalsozialismus war eine Diktatur, in der die eigenen Kinder ihre Eltern verraten haben. Aber ich habe nicht eingesehen, wieso man die illegalen Nazis nach 1945 gedeckt hat.“ Auch die Behauptungen vieler älterer ÖsterreicherInnen, von den Vergasungen in Auschwitz während der Nazi-Zeit nichts gewusst zu haben, kann er nachvollziehen: „Ich sage als Zeitzeuge immer, dass ich selbst bis zu meiner Deportation nach Auschwitz nichts von den Vergasungen gewusst habe. Und ich glaube auch der damaligen österreichischen Bevölkerung, dass diese davon nichts gewusst hatte. Ich kann aber nicht verstehen, dass es heute noch Menschen gibt, die diese Verbrechen leugnen.“ Nach Auschwitz ist Walter Fantl-Brumlik nicht mehr gefahren, weil seine mittlerweile verstorbene Frau ihm das verboten hat. Und er hält fest, dass sie damit recht gehabt hat. Nach der Befreiung Österreichs hat er wie die meisten ZeitzeugInnen jahrzehntelang über sein Schicksal geschwiegen. Heute erklärt er die Gründe dafür: „Österreich war nach 1945 zweigeteilt. Es gab jene, für die der Einmarsch der Alliierten eine Besetzung war und jene, die diesen als Befreiung wahrgenommen haben. Für uns ZeitzeugInnen waren die Alliierten natürlich die Befreier. Aber durch die zweigeteilte Wahrnehmung der Bevölkerung waren wir nach dem Krieg viel zu blockiert, um über unser Schicksal zu sprechen.“

„1945 sind wir, Juden und andere Verfolgte, aus den Konzentrationslagern, dem Versteck oder aus den Wäldern zurückgekommen und waren endlich frei. Wir waren euphorisch, da wir keine Todesangst mehr hatten“, erzählt die Kulturjournalistin Angelica Bäumler (81) über die Befreiung Österreichs: „Aber



Walter Frankl-Brumlik besucht Schulen. Er hofft, dass die Jugend die Geschichte durch seine Vorträge weitertragen wird.



Fotos: Sarah Langoth

„Leider bleiben viele HistorikerInnen bei ihren Forschungen zur Shoah in den Zahlen stecken“, kritisiert Angelica Bäumer.

das hat dann auch zu einem Verdrängungsprozess geführt. Erst Jahre später wurden die Erlebnisse während des Nationalsozialismus wieder lebendig. Und manche – wie der Schriftsteller Jean Amery oder Bruno Levi – begingen Selbstmord.“ Bäumer ist in einer Künstlerfamilie, als Tochter der jüdischen Fabrikantentochter Valerie Bäumer aus Wien und des deutschen Kunstmalers Eduard Bäumer, mit zwei Geschwistern in Salzburg aufgewachsen. Momentan verfasst sie Texte für Ausstellungskataloge und organisiert Vorträge und Ausstellungen sowie Diskussionsrunden. Der „Anschluss“ Österreichs im März 1938 hat das Leben ihrer Familie schlagartig verändert. Denn die Nazis konfiszierten das Vermögen der Familie und verhafteten ihren Onkel. Als sogenannte „Halbjüdin“ litt Angelica Bäumer unter der Diskriminierung und Verfolgung der nationalsozialistischen Gesellschaft. 1944 wurde die Familie von einem befreundeten Arzt vor einer Großrazzia und der Deportation der letzten Jüdinnen und Juden gewarnt. Die Bäumers flohen mit einem Flüchtlingszug nach Großarl und wurden vom Pfarrer Balthasar Linsinger bis zur Befreiung Österreichs in seinem Pfarrhaus untergebracht, allerdings hatte Linsinger die Familie als Kriegsflüchtlinge aus Wien ausgegeben. Auf Antrag von Angelica Bäumer wurde Linsinger 2010 von der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem in die „Liste der Gerechten unter den Völkern“ aufgenommen. Angelica Bäumer hat als Zeitzeugin während der 2000er-Jahre Schulen besucht und engagiert sich für eine kritische Aufarbeitung der im Zuge der Shoah begangenen Verbrechen. Vor allem die Frage, was nach dem Tod der letzten ZeitzeugInnen passieren wird, beschäftigt sie sehr. Im November 2012 hat sie anlässlich ihres 80. Geburtstages das Symposium „Zeitgeschichte ohne Zeitzeugen. Vom Mythos der Zeitzeugen“ veranstaltet. „Ich war von dem Symposium sehr enttäuscht, denn dort haben sich meine Befürchtungen bestätigt, dass die HistorikerInnen und PolitologInnen über unser Ableben gar nicht traurig sind“, sagt sie und ergänzt: „Das liegt daran, dass diese dann in Archive gehen können und sich nicht mehr

auf die Menschen beziehen müssen.“ Die meisten Archive sind aber nicht auf dem neuesten Stand und wurden während der Nazi-Zeit angelegt. Angelica Bäumer erzählt, dass sie selbst einige Archive besucht hat. Dabei hat sie festgestellt, dass viele wichtige Dokumente oft nur rudimentär vorhanden sind: „In Salzburg gibt es ein Stadt- und ein Landesarchiv. In dem einen wurde euphemistisch festgehalten, dass wir nach Großarl ‚umgezogen‘ wären. In dem anderen Archiv haben sich Dokumente gefunden, die belegen, dass wir zur selben Zeit den Judenstern tragen mussten. Diese Widersprüche beunruhigen mich sehr.“ Bäumer warnt auch vor dem Statistikkfetischismus der WissenschaftlerInnen: „Es gibt einige HistorikerInnen wie Albert Lichtblau, die bemüht sind von rein statistischen Untersuchungen wegzukommen. Leider blieben viele HistorikerInnen bei ihren Forschungen und Diskussionen zur Shoah in den Zahlen stecken. Das betrachte ich als großen Fehler, denn dadurch werden die Verbrechen abstrakt dargestellt, und mir ist es wichtig, konkret über die Inhalte zu sprechen.“ Außerdem warnt sie davor, die Geschichte der Shoah mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs enden zu lassen. Sie erzählt davon, dass sie als 14-Jährige eine glühende Zionistin war und bei der *Alija* in Salzburg mit Kindern und Jugendlichen, die aus den Lagern kamen, gearbeitet hat: „Die jüdischen Kinder aus den Konzentrationslagern waren damals in einer Salzburger Garage untergebracht. Viele von ihnen konnten weder lesen noch schreiben und hatten aufgrund der mangelnden Ernährung keine Zähne.“ Und das erinnert sie an eine Geschichte, die sie bis heute nicht loslässt: „Am meisten hat mich damals ein Bub berührt, der so alt war wie ich und kaum sprechen konnte. Er war damals völlig davon fasziniert, dass man eine Toilettentüre aufmachen und wieder schließen kann. Immer wieder ist er in das Klo hineingegangen und wieder herausgekommen, nur um zu sehen, dass man an diesem Ort auch alleine sein kann.“ Bäumer hält fest, dass genau diese kleinen Dinge so wichtig sind und in der Forschung oft vergessen werden. Bereits in den 1980er-Jahren hat sich Angelica Bäumer dafür

ausgesprochen, dass sich die ZeitzeugInnen nicht nur mit ihrem Schicksal während des Nationalsozialismus auseinandersetzen sollten: „Ich habe damals mit Hermann Langbein, dem Chronisten von Auschwitz, heftig über diese Frage debattiert. Denn ich war der Meinung, dass wir etwas tun müssen, damit so etwas nie wieder passiert. Bis heute beunruhigen mich die rechtsradikale Jugend und die rechten Parteien. Zumal viel zu wenig über diese reflektiert wird.“ Den verpflichtenden Besuch der Gedenkstätten Auschwitz und Mauthausen hält Angelica Bäumer nicht für zielführend, weil Verpflichtungen oftmals abgelehnt werden. „Viel wichtiger ist es, dass man den LehrerInnen klar macht, dass die Verbrechen des Nationalsozialismus zu unserer jüngeren Vergangenheit gehören und dass sie während ihres Unterrichts die Neugierde der Kinder wecken.“ Und Bäumer ergänzt: „Denn die Kinder haben noch Großeltern und Urgroßeltern, die die damalige Zeit erlebt haben. Diese zum Reden zu bringen, betrachte ich als überaus wichtig.“

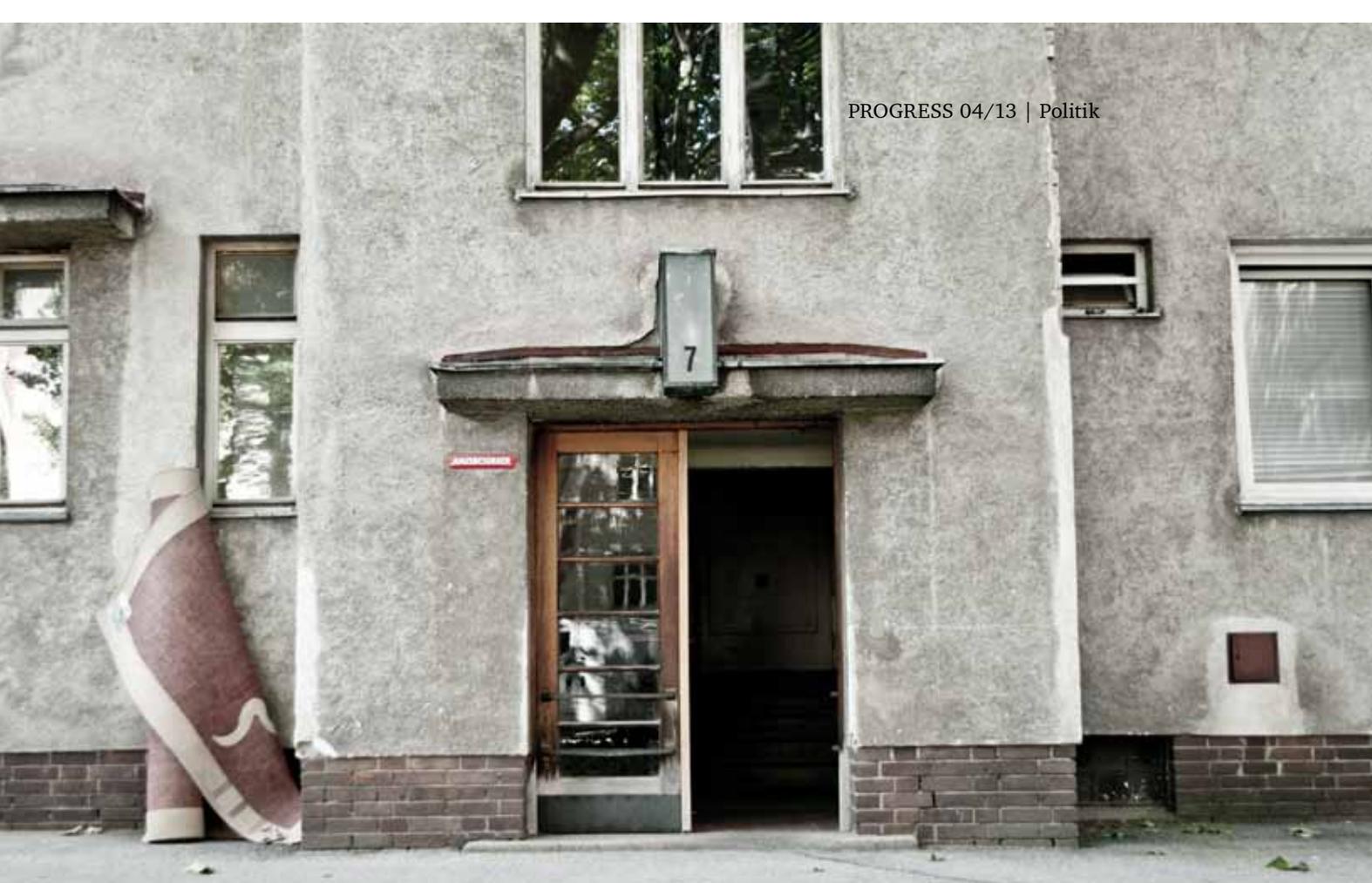
Links:

Angelica Bäumer:
www.lettertothestars.at/lastwitnesses_pers.php?uid=2546

Walter Fantl-Brumlik:
http://www.lettertothestars.at/lastwitnesses_pers.php?uid=2615

Symposium „Zeitgeschichte ohne Zeitzeugen“:
www.univie.ac.at/zeitgeschichte/27-28-11-symposium-zeitgeschichte-ohne-zeitzeugen-vom-mythos-des-zeitzeugen/

Die Autorin ist Zeithistorikerin und freiberufliche Journalistin. Derzeit studiert sie Publizistik- und Kommunikationswissenschaften an der Universität Wien.



Fotos: Christopher Glanzl

Geräumter Haushalt

Rund 22.300 Delogierungsverfahren gegen Mieter_innen wurden im Jahr 2011 alleine in Wien eingebracht. Steht eine Räumungsklage ins Haus, wird als Erstes die Fachstelle für Wohnungssicherung informiert, die Betroffene auf ihrem Weg unterstützt.

Herr Zettel* hatte seit Monaten versucht, eigenständig seine Wohnung zu retten. Seine Mietschulden wuchsen ihm jedoch immer weiter über den Kopf. Zettel machte Zahlungsverprechungen oder vereinbarte Raten, aber er konnte seinen Zahlungsrückständen nicht nachkommen. Schließlich fand man in einem Räumungsverfahren einen gerichtlichen Vergleich. Aber auch diesen konnte Zettel nicht einhalten. Da er keine anderen Möglichkeiten mehr sah, wandte er sich an die *Fachstelle für Wohnungssicherung* (FAWOS), die seine Geschichte dokumentierte.

Zettel ist kein Einzelfall: Laut dem Bundesministerium für Justiz wurden im Jahr 2011 in ganz Wien 22.294 Räumungsverfahren eingebracht. Gemeindefürsorgebetreffend, für die die Fachstelle eigentlich gar nicht zuständig ist, wurde sie über 11.094 eingebrachte Räumungsverfahren informiert. Für private Mietwohnungen, Genossenschaftswohnungen und Firmenlokale erhielt sie 7.138 Verständigungen. In Summe ergibt das 18.232 eingebrachte Räumungsverfahren, über die die FAWOS informiert wurde. Das entspricht einem Anteil von 81,8 Prozent aller im Jahr 2011 eingebrachten Verfahren in Wien. Zettel ist einer von rund 8.800 Klient_innen, die 2011 in den Zuständigkeitsbereich der Fachstelle fielen. Die Fachstelle für Wohnungssicherung der *Volkshilfe* Wien ist eine der ersten Anlaufstellen für von Zwangsräumungen gefährdete Personen. 1996

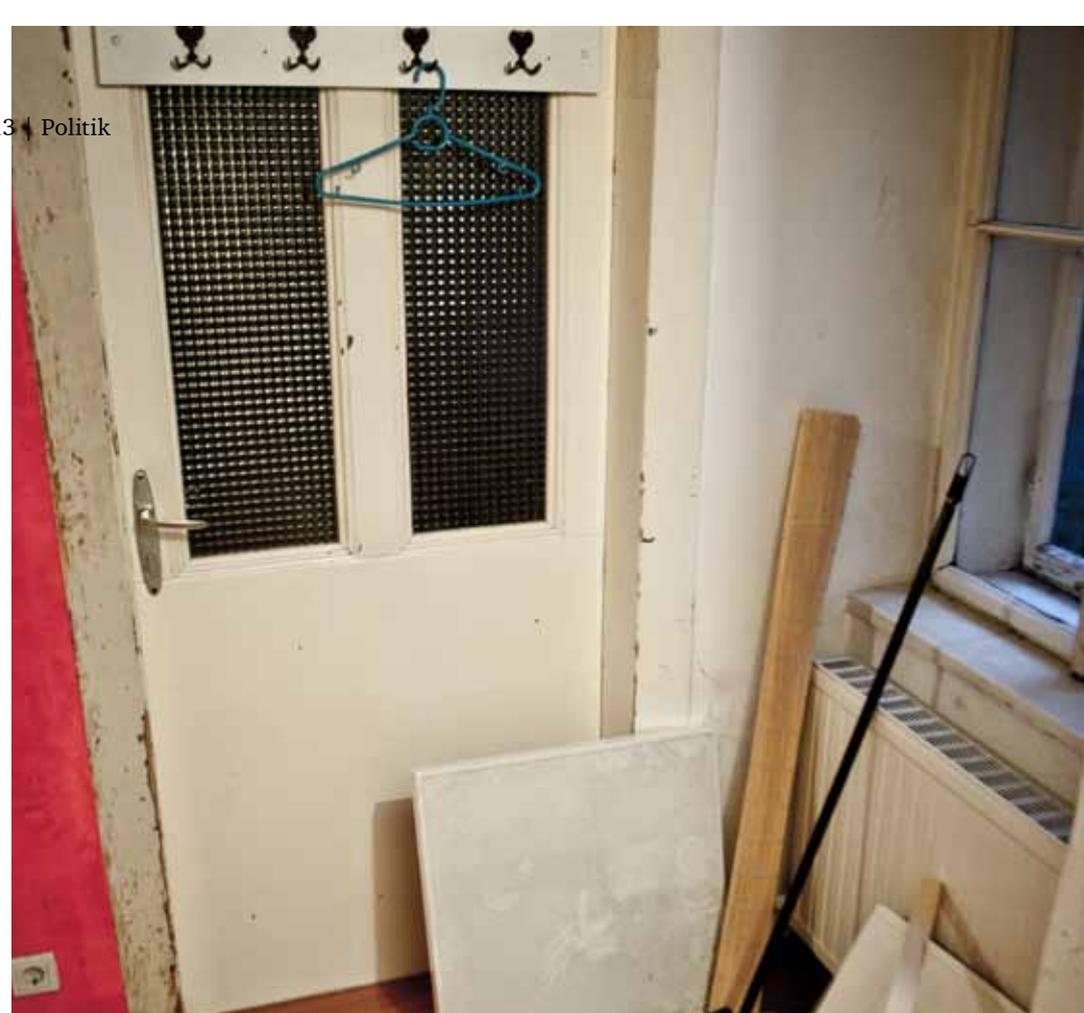
ins Leben gerufen, ist sie für alle Privat- und nicht von der Stadt Wien verwalteten Genossenschaftswohnungen zuständig. Eine Arbeit, die insofern besonders wichtig ist, „da es eher der Privatbereich ist, der delogiert“, erzählt Renate Kitzmann, Sozialarbeiterin bei FAWOS. Zunächst betreute die Stelle nur Klient_innen des 20. Wiener Gemeindebezirks, aber schon 1998 wurde die Verantwortlichkeit auf die ganze Stadt ausgeweitet. Sie gilt als die Stelle zur Prävention für Gefährdete in Privatwohnungen.

SCHNELLERE HILFE. Seither hat sich aber auch der Kampf um die angemessene Finanzierung der Stelle intensiviert. Mit einer Mietrechtsänderung im Jahr 2000 wurde „endlich die Gesetzesänderung erreicht“, die lange von FAWOS angestrebt wurde, meint Kitzmann: Davor wurde die Stelle erst ab dem Exekutionstermin verständigt. „Seitdem werden wir schon bei Vorliegen eines Verfahrens benachrichtigt, was natürlich auch heißt, dass es doppelt so viele Informationen und potentielle Klient_innen gibt“, sagt Kitzmann.

Das Geld für das Personal wurde allerdings nicht erhöht, was die adäquate Betreuung deutlich erschwert. Hausbesuche seien kaum mehr machbar, genauso wenig wie ein zweiter Brief an gefährdete Wohnungsbesitzer_innen. Von den 8800 bedrohten Klient_innen war die FAWOS 2012 mit etwa 2900

in näherem Kontakt, in 1002 Fällen fiel dieser auch intensiver aus. In fast 40 Prozent aller Fälle handelt es sich um Alleinerziehende; in etwa gleich vielen Haushalten sind minderjährige Kinder von der Delogierung bedroht. Bei den intensiver beratenen Klient_innen dominierten Haushalte ohne Kinder und dort die Ein-Personen-Haushalte. Die Geschlechter- und auch Altersverteilung waren relativ ausgeglichen, rund 51 Prozent der Klient_innen waren im Jahr 2011 männlich und 49 Prozent weiblich. Damit setzt sich die Tendenz des Jahres 2010 fort, als sich erstmals mehr Männer als Frauen bei FAWOS beraten ließen. Die Mehrzahl der betreuten Personen hatte außerdem die österreichische Staatsbürgerschaft. Im Jahr 2011 bezogen auffallend viele der betroffenen Mieter_innen – mit knapp 47 Prozent – eine Leistung des AMS als Haupteinkommen, weitere 31 Prozent ein Erwerbseinkommen, die durchschnittliche Höhe des zur Verfügung stehenden Haushaltseinkommens bewegte sich zwischen 500 und 1499 Euro.

MIETRÜCKSTAND ALS HAUPTGRUND. Wieso es für Zettel unmöglich war, seine rückständigen Mieten zu zahlen, war lange unklar. Dringende Anschaffungen waren dem Pensionisten mit gepfändetem Pensionsbezug wichtiger als seine Mietzahlungen. Anscheinend war er ein Käufer, der den Überblick über sein eigenes Konto verloren hatte.



Der häufigste Grund für eine Räumungsklage ist mit rund 90 Prozent wie in Zettels Fall jener des Mietrückstandes. Wie es zu diesem kommt, ist vielschichtig: Arbeitslosigkeit, Schulden, zu hohe Miete oder das lange Warten auf Transferleistungen macht die *Volkshilfe* als Ursachen aus.

In Erstgesprächen versucht FAWOS die genauen Ursachen und Gründe für den Mietrückstand herauszufinden, Perspektiven zu ermitteln und Lösungsstrategien zu finden. Die Arbeit beläuft sich aber auch auf Information und Beratung, diese reicht von Rechts- und Sozialberatung bis hin zu Finanzcoaching und auch der gemeinsamen Erstellung eines Haushaltsplans. In etwa 70 Prozent der betreuten Fälle können bereits alleine dadurch weitere rechtliche Schritte gegen die Gefährdeten verhindert werden.

FAWOS brachte 2007 gemeinsam mit verschiedenen anderen Sozialeinrichtungen ein Konzept zur umfassenderen und intensiveren Betreuung von gefährdeten Haushalten bei der Stadt Wien ein. Seitdem wartet man auf Auswertung. Zwar sei die Politik angetan gewesen, „aber dann kam die Wirtschaftskrise“, erzählt Renate Kitzmann.

SELBSTMORDHÄUFUNG IN SPANIEN. Spanien ist im europäischen Raum vergleichsweise stark von Delogierungen betroffen: Während der Wirtschaftskrise wurden über 46.000 Haushalte geräumt, seit Beginn der Krise über 350.000. Die Situation, in die Betroffene dadurch kommen, ist verheerend. Oft so verheerend, dass die Häufung von Selbstmorden in Verbindung mit Delogierungen die konservative Regierung letzten November dazu brachte, diese in Fällen „äußerster Not“ auszusetzen.

Das Problem ist damit aber keineswegs gelöst. Alleine in diesem Frühjahr gingen an einzelnen Tagen über 500 Anträge auf Delogierungen bei den spanischen Gerichten ein. Dadurch wuchs auch der Widerstand. In Pamplona weigerte sich zu Beginn

des Jahres eine Gewerkschaft von Schlosser_innen den Behörden bei Delogierungen zur Hand zu gehen. Die *Plataforma de Afectados por la Hipoteca* (PAH: Plattform der Hypotheken-Betroffenen) gewinnt im öffentlichen Diskurs immer weiter an Stärke. Die Organisation mobilisiert gegen Delogierungen und gewann landesweite Aufmerksamkeit, als sie gemeinsam mit tausend Menschen in Madrid erstmals eine Zwangsäumung verhinderte.

SICHTBARKEIT. Eine Praxis, die mittlerweile auch in Berlin angekommen ist. Seit im Oktober 2012 im Stadtteil Kreuzberg eine Zwangsäumung durch eine Sitzblockade verhindert wurde, wird das Bündnis *Zwangsäumung verhindern* zunehmend zur Anlaufstelle für bedrohte Personen. Wöchentlich melden sich seitdem bedrohte Familien bei dem Bündnis, fast ausschließlich Menschen mit Migrationshintergrund, die in Deutschland überproportional von Zwangsäumungen betroffen sind. Regelmäßig mobilisiert die Organisation nun zu Räumungsterminen, die per SMS-Ketten bekannt gemacht werden. Aber nicht immer geht es um die Blockade von Zwangsäumungen. Es gehe auch darum, eine Öffentlichkeit für das Problem zu schaffen und sichtbar zu machen, wozu die massive Privatisierung von öffentlichem und sozialem Wohnbau führt, sagt Sara Walther von *Zwangsäumungen verhindern*. Dass sich mittlerweile bis zu 500 Menschen zu Protesten bei gefährdeten Wohnungen versammeln, zeigt, dass dies tatsächlich gelingt.

Aus der Welt ist das Problem damit allerdings nicht, erzählt Walther. Nach einer Delogierung, bei der rund 150 Demonstrant_innen vor Ort waren, starb diesen April eine Frau in einer Notunterkunft. Auch die FAWOS sieht einen politischen Anspruch in ihrer Tätigkeit: Neben dem Ziel der Vermeidung ansteigender Wohnungslosigkeit und der Erhaltung von preiswertem Wohnraum setzen sie auf Prävention statt der im Ernstfall anstehenden „Reintegration“. Die Stelle untermauert ihr Anliegen mit einer einfachen Kostenrechnung: So würde eine

Reintegration mit einer Aufenthaltsdauer von einem Jahr 600 Euro pro Monat ausmachen. Die Präventionsarbeit würde das selbe für einen Haushalt kosten, jedoch einmalig.

Dass es überhaupt soweit kommt, dass Menschen um ihren Wohnraum fürchten müssen, ist allerdings nicht selbstverständlich. In Artikel 25 der Menschenrechte heißt es: „Jeder Mensch hat Anspruch auf eine Lebenshaltung, die seine und seiner Familie Gesundheit und Wohlbefinden, einschließlich Nahrung, Kleidung, Wohnung, ärztliche Betreuung und der notwendigen Leistungen der sozialen Fürsorge gewährleistet.“ Auch in der Europäischen Sozialcharta ist ein „Recht auf Wohnung“ festgeschrieben, ratifiziert hat Österreich diesen Artikel allerdings nicht. Generell scheint fraglich, wie sehr das erwähnte Menschenrecht mit der Realität zu vereinen ist.

Egal ob in Berlin, Madrid oder Wien: Zwangsäumungen sind ein gesellschaftliches Problem. Leistbarer oder geförderter Wohnraum wird seit Jahren weniger. Wie eklatant die Zustände tatsächlich sind, zeigt sich in der Krise immer offensichtlicher. Dazu kommt, dass sich Hilfseinrichtungen in ihrer Arbeit immer mehr auf das Wesentliche beschränken müssen. Betroffen sind Menschen, aber auch Einrichtungen, die es im Normalfall kaum über die gesellschaftliche Wahrnehmungsgrenze schaffen. Dass sich in Spanien die Wohnungslosigkeit mittlerweile in die Mitte der Gesellschaft gedrängt hat, verändert dort den Blickwinkel auf Delogierungen. Sie sind beinahe Thema in der Politik. Es bleibt zu hoffen, dass es nicht überall so lange dauert.

Die Autor_innen Oona Kroisleitner und Moritz Ablinger studieren Rechtswissenschaften und Politikwissenschaften an der Uni Wien.

*Name wurde von der Redaktion geändert.

Foto: archiv



VÖLKISCHER ORIENTALISMUS

Die griechischen Neonazis schauen sich zur Bewältigung der Krise nach Vorbildern um und werden beim Islamismus im Nahen Osten fündig. Angesichts der explodierenden Selbstmordrate in Griechenland plädiert der Abgeordnete der *Goldenen Morgenröte*. Ilias Panatiogaras, dafür, die Selbstmordattentate der libanesischen Hisbollah nachzuahmen und gegen die für die Krise verantwortlich Gemachten zu richten: BankerInnen und JüdInnen (AV)

Foto: picture alliance



FALSCHES VERBRECHEN

Im Mai 2013 verurteilte ein ungarisches Gericht neun Männer wegen Rassismus. Damit wird aber nicht endlich gegen die blutige antiziganistische Verfolgung der Neonazis von *Jobbik* vorgegangen, sondern gegen Roma, die sich gegen rassistische Übergriffe wehren und deswegen des Rassenhasses auf „ungarische Ungarn“ beschuldigt werden. (AV)

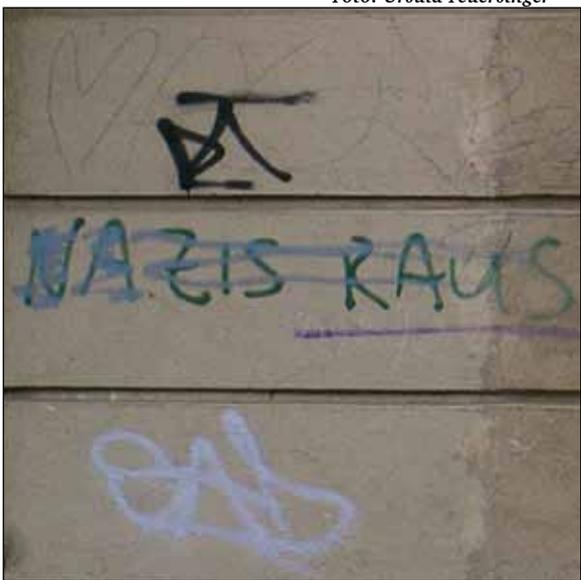
Foto: Lesley Abdela



MÖRDERISCHE SEXUALMORAL

Den zunehmenden Rückzug westlichen Staaten aus Afghanistan, bekommen die Frauen in Afghanistan als erstes zu spüren. 12 Jahre nach Stürzung der Taliban, stieg die Anzahl der wegen „moralischer Verbrechen“ inhaftierten Frauen und Mädchen in den letzten zwei Jahren um 50% – die Anzahl der Gefängnisinsassinnen stieg um 30%. Die Verstöße gegen die „Moral“, bestehen meist im Verlassen des Familienhauses und außerehelichen Sex. (AV)

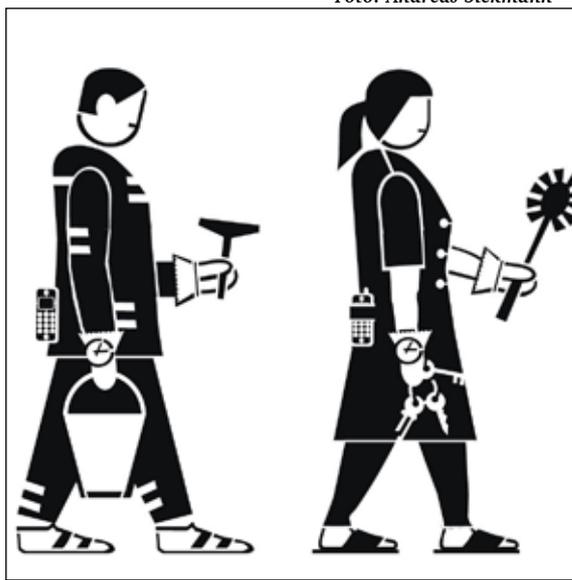
Foto: Ursula Feuersinger



STRUKTURELLER RASSISMUS

In einem, im Juni auf *dastandard.at* veröffentlichten Interview, fordert Dina Malandi, juristische Beraterin des Vereins *Zivilcourage und Antirassismus* (ZARA), ein klares Bekenntnis von Justiz und Strafverfolgung zur Existenz von strukturellem Rassismus in Österreich als auch den Willen, dies zu ändern. Dies könnte etwa durch eine unabhängige Beschwerdestelle sowie einhergehende verstärkte Sensibilisierung geschehen. Letztes Jahr machten rassistische Vorfälle mit der Polizei laut Fallstatistik acht Prozent aus. (LZ)

Foto: Andreas Siekmann



HAUSARBEIT

Am 16. Juni 2013 fand der zweite Internationale Tag der Hausangestellten statt. An diesem Tag erkannte die Internationale Arbeitsorganisation 2011 die Reproduktionsarbeit als Arbeit an. Schätzungsweise arbeiten weltweit zwischen 50 und 100 Millionen Menschen als Hausangestellte. Gewerkschaften von Hausangestellten kämpfen deswegen für die Anerkennung von Hausarbeit als gesellschaftlich notwendige Arbeit und für eine positive Umdeutung des Berufs. (LZ)

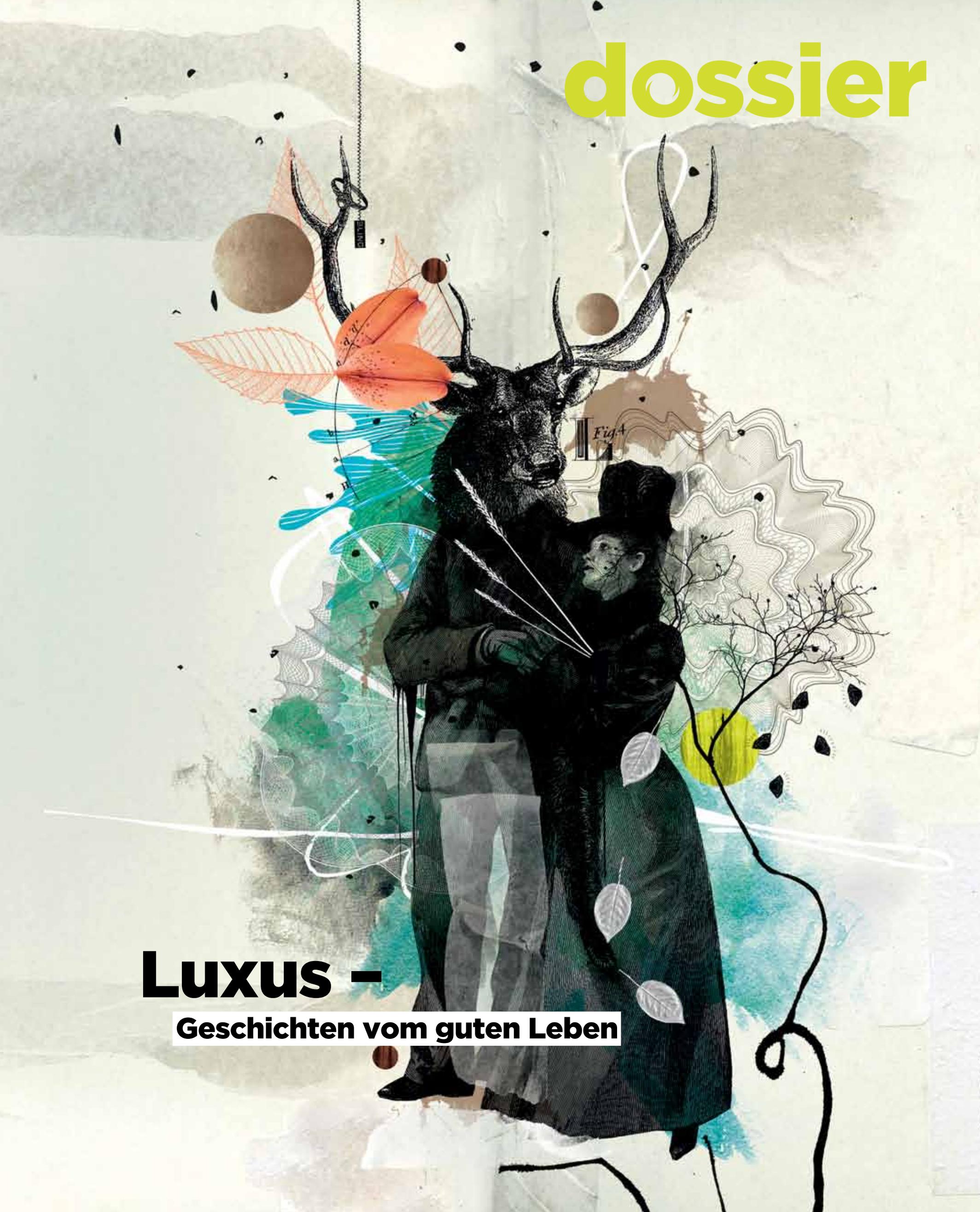
Grafik: penwell



STREBEN NACH ÖL

Nachdem vor Mozambique innerhalb der letzten zwei Jahre die größten Gasfunde des Jahrhunderts gemacht wurden, streben seit Mai mehrere englische Firmen die Ölentdeckung in Mozambique an. Die Gasvorkommen sind groß genug, um die zweitgrößte Erdgasanlage weltweit zu bauen. Ölfunde seien jedoch lukrativer, gibt Angus McCoss, einer der Initiatoren des Projekts, in einem Interview auf *boomerang.com* an. Die Grabungen sollen im Juni beendet werden. (LZ)

dossier



LUXUS -
Geschichten vom guten Leben

Nutzen und Verschwendung

De Luxe

Luxus brauchen wir nicht. Die wenigsten können ihn sich leisten, doch die meisten hätten ihn gerne. Eine ordinäre Zahnbürste kann ebenso wenig Luxus sein wie eine gewöhnliche Uhr. Beide empfinden wir als notwendig und beide sind in der Regel auch erschwinglich. Doch wie schaut es mit der Erstausgabe von Hobbes' Werk *De Cive* aus? Auch sie ist teuer, selten und brauchen tut sie auch keiner. Trotzdem ist sie kein Luxusartikel, denn die meisten Menschen interessieren sich nicht für sie, geschweige denn, dass sie ihren Besitz für erstrebenswert halten. Und: Luxus ist relativ, während in den 50ern ein Fernseher Luxus war, ist er heute nicht mehr der Rede wert. Auch Wasser aus der Leitung gehört für uns zum Standard, während 800 Millionen Menschen auf der Welt nicht einmal Zugang zu sauberem Trinkwasser haben.

Luxuriöse Ideen

Die Alten sahen's moralisch. Man müsse das rechte Maß finden und selbstgenügsam leben, sagten die Griechen. Luxus verweichliche die Soldaten, sagten die Römer und die Christen erhoben ihn sogar zur Todsünde. Übermäßiger Konsum wurde also als Gefahr für den Zusammenhalt in der Gesellschaft und für die Beziehung der Menschen zu Gott gesehen. Auch die Aufklärung mit ihrem Bemühen um Gleichheit schlägt in die gleiche Kerbe. Durch den aufkommenden Kapitalismus aber verbreitet sich die Idee, dass Luxus nicht nur den Konsum fördere, sondern auch zu mehr gesamtgesellschaftlichem Wohlstand führe. Wenn mehr konsumiert wird, gäbe es mehr Arbeitsplätze und Innovationen aus der Luxusbranche würden später in die Massenproduktion integriert. Montesquieu sieht es so: „Ohne Luxus geht es nicht. Wenn die Reichen nicht reichlich ausgeben, werden die Armen Hungers sterben.“

Luxuriöse Wirklichkeit

Trotz aller ethischer Bedenken haben Menschen zu allen Zeiten dem Luxus gefrönt. Berühmtestes Beispiel: die Päpste. Ihr Hang zum Prunk war so groß, dass sich Gegenbewegungen formierten, zum Beispiel die Franziskaner, die sich einem Leben in Armut verpflichteten. Später radikalisierte Zwingli diese Haltung und ließ nicht einmal mehr Bilder in Gotteshäusern zu. Auch die barocken Feste der Herrscher waren opulent, bis das Bürgertum das Ruder ergriff und sich in bescheidenem Gestus von den Adligen abgrenzte. Doch auch diese Haltung hat mit ihrer prunksüchtigen Schwester eines gemeinsam: Sie dient der Abgrenzung und der Demonstration von gesellschaftlichem Status. In diesem Sinn: Herzeigen ist alles.

Luxuriöse Gegenwart

Und was ist für uns Luxus? Für jene Menschen, die in den Arbeitsprozess eingebunden sind, ist es Zeit. Ständig verfügen andere über die eigenen Abläufe und das Handy garantiert ständige Erreichbarkeit. Damit wird auch Aufmerksamkeit rar. Autor Hans Magnus Enzensberger fügt der Liste noch Umwelt, Sicherheit und Raum hinzu und zieht folgende Bilanz: „Die Zukunft des Luxus liegt nicht wie bisher in der Vermehrung, sondern in der Verminderung, nicht in der Anhäufung, sondern in der Vermeidung. Der Überfluss tritt in ein neues Stadium ein, indem er sich negiert. Die Antwort auf das Paradox wäre dann ein weiteres Paradox: Minimalismus und Verzicht könnten sich als ebenso selten, aufwendig und begehrt erweisen wie einst die ostentative Verschwendung.“

Konsumkritik ist „in“

Der neue Luxus ist immateriell, nichts ist so sehr verpönt, wie materiellen Luxus zur Schau zu stellen. Nicht das sündhaft teure Auto und die Rolex sind Luxus, sondern der erlesene Kaffee mit Fair-Trade-Siegel, die Wohnung in einem gentrifizierten ArbeiterInnenviertel und der Urban Garden zum umweltfreundlichen Zeitvertreib. Neuer Luxus strebt nach Selbstverwirklichung und Freiheit und lässt als „richtigen Konsum“ nur zu, was sich den Mantel des Nützlichen und Bescheidenen umhängen kann. Auch HerstellerInnen von Luxusmarken ist dies längst klar: Sie werben fleißig mit ihrem sozialen und ökologischen Engagement und hängen teure Kunst in ihre minimalistischen Verkaufsräume, um den bildungsbeflissenen KundInnen zu gefallen.

Soufflé mit Lachs 85g Katzenfutter

In Zeiten, in denen sogar Discounter Delikatessen und Gourmet-Produkte anbieten, wird der Begriff Luxus immer weniger greifbar. Was für die einen Alltag ist, bedeutet für andere schon Luxus.

Die Packungen der Billig-Luxus-Produkte von Hofer und Konsorten sind mit schwarzen und goldenen Farben auf edel getrimmt. Sie kosten auch wirklich mehr als ihre Mitprodukte und werden als Spezialität oder Delikatesse bezeichnet. Es gibt da Pfeffer-Ziegenkäse, Aufstriche aus Macadamianüssen oder Marmeladen mit gewagteren Fruchtkombinationen. Diese Produkte heben sich von den normalen Produkten ab, die mit „daily“ oder dergleichen beschriftet werden. Denn die Luxusprodukte sollen die anderen billiger erscheinen lassen, sie sind nicht für jeden Tag, die anderen schon. Qualitativ sind diese Edel-Produkte nicht hochwertiger, bezahlt wird für das Gefühl, sich etwas Besonderes zu gönnen.

Ist das der Luxus der Hofer-Klientel? Manche andere würden zu Hofer gar nicht einkaufen gehen, weil er ihnen zu billig ist. „Niemals“ würde ihnen beim Gedanken an die Discount-Kette Luxus in den Sinn kommen. Luxus ist für sie ein teures Essen oder ein schöner Urlaub. Vielleicht eine schöne Wohnung oder ein hübsches Auto. Dinge also, die wiederum für andere Normalität darstellen. Für die Wohlhabenderen sind diese Annehmlichkeiten ohnehin eine Selbstverständlichkeit und ihnen ist Luxus eher etwas, das beim besten Willen nicht notwendig ist. Teurer Schmuck vielleicht oder eine Yacht. Aber wer weiß, vielleicht ist Luxus sowieso etwas für die Ärmeren, während die Reichsten nicht in solchen Kategorien denken.

EIN STÜCK VOM PARADIES. Eines steht jedenfalls fest: Luxus ist relativ. Kein einzelnes Ding ist an sich Luxus, sondern es ist nur Luxus in seiner ganz bestimmten Stellung zu den Menschen. Manchmal reicht schließlich schon die richtige Präsentation eines Produkts, um es zum Luxus zu adeln. Es kann aber auch Luxus bedeuten, nicht soviel arbeiten zu müssen oder sich einen Nachmittag lang zu entspannen. Allerdings muss Luxus leistbar sein und er muss eigentlich zu viel kosten. Wer Luxus will, will etwas, das über dem jeweiligen Lebensstandard liegt, ein Stück vom Leben der Reicherer. Und dieser Blick ins Paradies muss weh tun, sonst wäre er keiner.

So betrachtet ist Luxus also teuer und nutzlos. Eigenschaften, die ihm mitunter Kritik eingebracht haben. Denn was nach Vergnügen aussieht, zog stets den Hass derjenigen auf sich, die vom Vergnügen ausgeschlossen sind. Deren Unmut ist verständlich. Wer will schon 40 Stunden die Woche schufteln, um sich eine bescheidene Bleibe und ein bisschen Freizeitspaß zu finanzieren, während andere den Monatslohn an einem Wochenende durchbringen. Darüberhinaus zieht das Unnütze gerne das Ressentiment derer auf sich, die ihre Leben dem Nützlichen verschrieben haben. Was ich nicht haben konnte,

dass, sollen auch die anderen niemals haben, lautet die Devise. Was ich mir versagen musste, soll sich ja niemand gestatten.

DER LUXUS VERKÖRPERT DAS PRIVILEG. Er macht deutlich, dass manche von den Zwängen des Arbeitslebens verschont bleiben. Die anderen aber, denen dieses Glück nicht vergönnt ward, identifizieren sich mit ihrem Schicksal und geben sich damit zufrieden, darauf zu hoffen, es möge auch den Reichen bald nicht mehr so gut gehen. Gehofft wird auf eine Nivellierung nach unten. Lieber soll es allen schlecht gehen als nur einigen gut. Daher die Freude, wenn Reiche der Korruption überführt werden oder berühmte Menschen eines Verbrechens angeklagt. Denn damit ist bewiesen, auch sie sind vor der Brutalität der Welt nicht gefeit. Sie können fallen und verschaffen so jenen Genugtuung, denen es schon immer schlechter ging.

„Friede den Hütten! Krieg den Palästen!“, lautet dementsprechend ein alter linker Slogan, der auf Georg Büchner zurückgeht. Er weist in dieselbe Richtung wie das Lob von Bescheidenheit und die Romantisierung der Armut, wie sie in Literatur, Film und Fernsehen gerne gepflegt werden. Der Verzicht wird dort verherrlicht, die Armen sollen sich an ihrer Armut erfreuen. Sie werden in diesen Kulturzeugnissen als die besseren Menschen gezeichnet. Sie sind arm, aber glücklich, sie lieben sich und halten zusammen – die Reichen könnten, so scheint es, von ihnen lernen, denn sie werden ihres Reichtums nicht froh.

KAMPF DEN HÜTTEN, PALÄSTE FÜR ALLE. Aber könnte es nicht auch allen gut gehen? Ein Privileg ist ja nur solange ein Privileg, solange nicht alle in seinen Genuss kommen. Würde der Lebensstandard derer, denen es am schlechtesten geht, angehoben, verlören wohl manche Dinge ihren Schein von Abgehobenheit und dekadenter Luxuriösität. Zumindest verlören sie wohl den bitteren Beigeschmack des Privilegs, der heute moderne Kunst und spekulatives Denken zwangsläufig begleitet. Denn wer es sich leisten kann, stundenlang durch Museen zu tingeln oder sich in ein Buch zu versenken, von dem viele nicht einmal wissen, wovon es überhaupt handelt, sieht sich heute dem – oft zurecht erhobenen – Vorwurf ausgesetzt, sich um handfestere Dinge nicht zu scheren.

Allerdings ist diese Gesellschaft handfest genug und bedarf vielleicht gerade des Abgehobenen und Verträumten. Schließlich kann als Grund für den Hunger der Menschen auf der Welt, ihr Geschundensein und ihre Verhärtung ausgeschlossen werden, sie würden sich zu viel mit nutzlosen und geistigen Din-

gen abgeben. Im Gegenteil sind sie eher Opfer des Zwangs zur Nützlichkeit und Produktivität, der sich nicht ohne weiteres aufheben lässt und ihnen zum Tun unnützer Dinge gar keine Gelegenheit bietet, sowie er das Nutzlose jenen madig macht, die es sich erlauben könnten.



Denn der Luxus, das Überflüssige und Unproduktive, ist ja nicht unnützlich hinsichtlich der Bedürfnisse der Menschen, sondern hinsichtlich der Produktion. Wäre von den Bedürfnissen der Menschen die Rede, dann würde sicherlich menschliche Arbeit als eines der nutzlosesten Dinge angesehen und es würde daran gearbeitet, Maschinen zu bauen, welche den Menschen diese Last von den Schultern nehmen könnten. Damit sie sich nun den wichtigen Dingen des Lebens widmen könnten: dem Luxus. Dafür wäre freilich der Umbau der Gesellschaft von einer elendigen zu einer luxuriösen, in der der Luxus verallgemeinert wäre, die Voraussetzung. Ein Projekt, das den Kern der kapitalistischen Produktionsweise erfassen müsste.

Der Autor Simon Sailer studiert Philosophie an der Uni Wien.

Was ist eigentlich Luxus?

„Man versehe mich mit Luxus, auf alles Notwendige kann ich verzichten“, sagte einst Oscar Wilde. Doch – ob Zeit, Musik, Freundschaft oder die eigene Wohnung – die Vorstellungen davon, was Luxus eigentlich ist, gehen auseinander. *progress* hat sich umgehört.

„VIEL ZEIT HABEN UND NEUE PLÄTZE SEHEN“

LISA, 23



Foto: Johanna Rauch

„Luxus ist für mich: Viel Zeit für die Dinge haben, die ich gerne mache. Vor allem für das Reisen.“ Lisa, 23, arbeitet als diplomierte Krankenschwester beim *Roten Kreuz* und studiert nebenbei Internationale Entwicklung an der Universität Wien. Derzeit arbeitet sie 30 Stunden die Woche. „Wenn man nur Teilzeit arbeitet, halten einen viele für einen Faulenzer“, sagt Lisa. „Aber solange ich mir mein Leben finanzieren kann, und noch keine Familie habe, kann ich es mir leisten, weniger zu arbeiten. Ich muss nicht unbedingt viel verdienen.“

Die viele Freizeit braucht Lisa für ihr Hobby: das Reisen. „Ich bin schon als Kind viel herumgekommen, weil mein Vater 20 Jahre bei *Austrian Airlines* gearbeitet hat und wir billige Flüge bekommen haben“, sagt sie. Mit ihrer Familie ist sie schon rund um den Globus gereist: Mauritius, Kuba, Miami, Key West, Jamaika, Malediven, Teneriffa. Nach dem Gymnasium arbeitete sie ein Jahr lang als Au-Pair in Australien und bereiste auch Neuseeland. Australien hat sie als „volles Luxusleben“ in Erinnerung. „Da war es auch super, die viele freie Zeit zu haben und neue Plätze zu sehen.“

Vor zwei Jahren war sie zwei Wochen mit ihrer Schwester in Sri Lanka unterwegs, bereiste das ganze Land mit dem Zug. „Beim Urlaub will ich Kontakt

mit den Einheimischen“, sagt Lisa. Deswegen schlief sie auch nicht im Hotel, sondern auf verschiedenen Couches. „Davor war ich auch schon Couchsurfen, aber in Ländern mit höherem Lebensstandard“, erzählt sie. „Eine Familie hat in einem angefangenen Rohbau gelebt. Da merkt man, dass Dinge, die man im Alltag nicht wahrnimmt, ja auch schon Luxus sind. Dinge, über die wir uns hier gar keine Gedanken mehr machen: Heizung, Strom, Wasser.“

Ihr großer Traum ist es, später in Afrika zu arbeiten. Deswegen hat Lisa auch die Krankenschwesternausbildung mit dem Studium der Internationalen Entwicklung kombiniert. „Ich will eine Zeit lang als Krankenschwester nach Afrika gehen. Es wäre auch toll, in der internationalen Entwicklungszusammenarbeit in Afrika Projekte zu machen.“

Im letzten Jahr ist Lisa ihrem Traum ein Stückchen näher gekommen: Ihre Eltern sind auf die Insel Sansibar in Tansania ausgewandert, um dort eine Tauchschule zu eröffnen – und sich damit ihrerseits einen Lebenstraum zu erfüllen. „Sansibar war das erste Mal Afrika für mich und es hat mir sehr gut gefallen“, sagt Lisa lächelnd. Wohin es als nächstes geht, weiß sie noch nicht: „Es zieht mich immer noch in die Ferne. Ich will noch viel mehr Plätze auf der Welt sehen.“

„BACKSTAGE EINEN KÜHLSCHRANK HABEN“

ALVIN, 24

„Luxus ist, dass man sich alles leisten kann, was man für die Musik braucht.“ Alvin, 24, ist Gitarrist bei der Hardcore-Band *All Faces Down*. „Man muss sich auf seine Instrumente verlassen können – und das ist teuer“, sagt er. Was er für seine Instrumente ausgibt, spart er im Alltag ein: „Man kommt dafür mit weniger aus.“

Für Alvin waren seine Prioritäten immer klar. Das Gymnasium hat er abgebrochen, weil die Musik irgendwann immer wichtiger wurde. Zuerst arbeitete er bei einem Zustelldienst. „Mir war immer wichtig, dass ich trotz der Arbeit jede Show spielen kann. Deswegen hab ich mir einen flexiblen Job gesucht“, erklärt er. Jetzt steht er kurz vor dem Abschluss seiner Bürokaufmann-Lehre und arbeitet als Rechtsanwaltsgehilfe. Von der Musik leben kann er bisher noch nicht. „Es ist sicher nicht der schönste Traum“, lacht er: „Man macht das, was einem gefällt, aber dann geht es natürlich irgendwann auch um Geld.“ Im letzten Jahr spielten *All Faces Down* etwa 60 Shows, dieses Jahr werden es etwa 80 Konzerte sein. „Wenn es dann 200 sind, geht’s

dann irgendwann“, sagt Alvin. Nicht zuletzt geht es natürlich um den Spaß an der Musik.

Aber Musik ist hart verdientes Geld. Die Band reist durch ganz Europa. Jedes Wochenende wird in einem anderen Land gespielt. Die Gage steigt mit dem Bekanntheitsgrad. „Das ist wie Hocharbeiten in jedem anderen Beruf“, sagt Alvin. Als bisher beste Show hat er einen Auftritt zusammen mit der Band *Enter Shikari* in Erinnerung: „Das war wirklich Luxus für uns: Da haben wir Backstage einen eigenen Kühlschrank gehabt.“ Das Wichtigste sei aber guter Sound auf der Bühne. Nicht selten versagt die Technik. „Das ist vielleicht der ultimative Luxus in der Musik: Dass man sich auf der Bühne selbst hört“, meint Alvin. „Dann bist du sicherer, spielst besser und hast mehr Zeit, auf das Publikum einzugehen.“ Die Zukunft in der Musikbranche stellt er sich nicht sehr glamourös vor. „Irgendwann ist es wahrscheinlich Luxus heimzukommen“, lacht er: „Wenn man 320 Tage im Jahr auf Tour ist, will man wahrscheinlich einfach mal wieder heim.“

Foto: Johanna Rauch





Foto: Johanna Rauch

„EINFACH MAL NICHTS TUN“ KRISTINA, 23

„Während meiner Diplomarbeitszeit war es der größte Luxus, wenn ich mir Zeit nehmen konnte für mich selbst und einen Abend einfach nur Nichtstun konnte.“ Kristina, 23, studiert seit 2007 Anglistik und Publizistik im Doppelstudium an der Universität Wien. Gerade hat sie ihr Anglistik-Masterstudium in Mindestzeit abgeschlossen. „Wenn ich jetzt an dieses halbe Jahr zurückdenke, hab ich im Endeffekt nur Diplomarbeit geschrieben“, sagt Kristina.

Materieller Luxus – wie ein großes WG-Zimmer in guter Lage oder Prestigegüter – sind ihr nicht wichtig. „Ich denke, es gibt zwei Arten von Luxus, einerseits materiellen Luxus, der stark mit Dingen verknüpft ist. Was mir eigentlich wichtiger ist, ist immaterieller Luxus: Zeit zu haben.“ Das ist es auch, was ihr vor allem während ihrer Diplomarbeitszeit besonders gefehlt hat: „Sich hinzusetzen und einfach mal ein Buch zu lesen, sich etwas zu kochen, einen Film zu schauen, Freunde zu treffen oder einfach nur durch die Stadt zu flanieren. Es sind eigentlich total unscheinbare Sachen, die mit diesem Stereotyp von Luxus wenig zu tun haben.“

Kristina finanziert sich ihre Studien über die Studienbeihilfe, die sie bisher für Anglistik bezogen hat. Sie hat die Erfahrung gemacht, dass selbst das

Luxusgut Freizeit schwer genießbar wird, wenn das nötige Geld zum Leben fehlt. „Immaterieller Luxus ist gleichzeitig auch total mit dem Materiellen verknüpft“, so Kristina: „Wenn ich gerade kein Geld habe, lebe ich immer in dieser Existenzkrise, wo man Angst hat, auf der Straße zu landen. Diese Grundversorgung ist schon sehr wichtig.“

Vor zwei Jahren war Kristina ein Jahr lang in Schottland auf Erasmus. Obwohl sie immer noch gut in der Zeit lag, gab es von einem Tag auf den anderen keine Studienbeihilfe mehr. „Bevor ich nach Schottland gegangen bin, habe ich meinen Bachelor in Publizistik abgeschlossen. Nur hab ich nicht gewusst, dass, sobald man irgendeinen Abschluss hat, die Studienbeihilfe erst mal gestrichen wird“, erzählt Kristina. Hat man einen akademischen Abschluss erworben, kann man theoretisch arbeiten gehen. Über die Streichung der Studienbeihilfe wird man vorab nicht informiert. „Hätte ich das gewusst, wäre ich nicht auf Erasmus gefahren“, sagt Kristina. Mit einer Erasmus-Beihilfe konnte sie dann doch auch diese Zeit überbrücken. Jetzt hat sie eine Beihilfe für Publizistik beantragt. „Mit der Studienbeihilfe, der Familienbeihilfe und einem kleinen Nebenjob kommt man schon über die Runden.“

„STUDIERN IST LUXUS“ DOMINIK, 25

„Mir ist es wichtig, mir meine Bedürfnisse erfüllen zu können, ohne mich einschränken zu müssen. Luxus ist für mich, dass ich finanziell unabhängig von meiner Familie bin.“ Dominik, 25, arbeitet als Justizwachebeamter im Gefängnis. „Ich wollte ein Teil der Exekutive sein“, sagt er. Die Ausbildung ist bezahlt, für Praxisstunden im Gefängnis gibt es außerdem Zulagen.

Ein Jahr lang hat er Ernährungswissenschaften an der Universität Wien studiert, dann aber abgebrochen. „Ich wollte mir Luxusgüter wie Auto, Motorrad, Wohnung sofort leisten können – nicht erst nach vier Jahren Studium“, begründet Dominik seine Entscheidung. „Außerdem wollte ich meinen Eltern nicht auf der Tasche liegen und mich selbst versorgen können.“

Da seine Eltern nur wenig zu seinem Unterhalt beitragen konnten, wollte Dominik auch schon während des Studiums selbst Geld verdienen. Nebenbei arbeitete er deshalb in einem Fitness Center. Dominik wurde aber bald klar, dass er nach Studienende nicht mit guten Jobaussichten rechnen konnte. „Ohne Kontakte kann man in diesem Berufsfeld keinen Job finden“, ist er heute überzeugt: „Es war ein Studium, das ich nur für mich studiert hätte, aus reinem Interesse.“ Von einem Studium aus Interesse ist er inzwischen abgekommen. „Ich wollte nicht jahrelang verzichten müssen für ein

Studium, das dann doch keine guten Jobaussichten bringt.“

Dominiks Aufgabe als Justizwachebeamter ist es, die Insassen im Gefängnis zu resozialisieren. Kein leichter Job. „Wir sind quasi Erziehungspersonen für die Insassen“, erklärt Dominik. „Unser Job ist es, dafür zu sorgen, dass sie sich – wenn sie wieder draußen sind – an die Regeln halten.“ Sein vorhergehender Job im Fitness Center kam Dominik bei der Aufnahmeprüfung zugute: Neben mehrstündigen psychologischen Untersuchungen wird auch die körperliche Verfassung geprüft. Ein Jahr dauert die Ausbildung zum „Inspektor“, danach folgt eine Probezeit. „Nach der Ausbildung hat man fünf Jahre, um sich zu behaupten“, sagt Dominik. Danach ist eine Pragmatisierung möglich.

Nebenbei überlegt Dominik irgendwann vielleicht wieder zu studieren – wenn es die Zeit erlaubt. „Alles was man haben will, ist mit Kosten verbunden. Studieren muss man sich leisten können“, sagt er: „Studieren ist auch eine Art Luxus.“ Seine Entscheidung bereut Dominik nicht. „Es ist heutzutage schwierig, aus Interesse zu studieren. Weil: Es geht später einfach ums Geld. Man muss sich erhalten können.“

Die Autorin Verena Ehrnberger ist Juristin und studiert derzeit Vergleichende Literaturwissenschaften an der Universität Wien.



Foto: Johanna Rauch

Das süße Leben

Der Begriff des Hedonismus wird oft als abwertendes Schlagwort gebraucht. Es versteckt sich aber mehr dahinter. Claudia Aurednik hat mit einer bekennenden Hedonistin, einem Politaktivisten und einem Yuppie über Hedonismus gesprochen.

„Ich versuche immer Spaß zu haben und mein Leben zu genießen“, erklärt Anna Wieser* (22) und ergänzt: „Schließlich lebe ich nur einmal und ich mag mir nicht vorwerfen, irgendetwas in meinem Leben mal versäumt zu haben.“ Wieser jobbt derzeit in der Gastronomie und wird diesen Sommer als Animateurin in einem Clubhotel auf Ibiza arbeiten: „Das ist der perfekte Job für mich, denn ich reiße gerne andere Menschen aus ihrem Alltagstrott und versuche, mit ihnen Spaß zu haben.“ Vor einem Jahr hat sie ihre Studien abgebrochen. Anna hat Transkulturelle Kommunikation und Publizistik- und Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien studiert. „Ich habe mir viel mehr von den Studien erwartet. Speziell mit den Knock-out-Prüfungen bin ich nicht zu recht gekommen, Aber vielleicht gehe ich in ein paar Jahren wieder an die Uni.“ Momentan möchte sie aber primär ihr Leben genießen und vor allem endlich ihre Jugend nachholen. Anna ist in einem kleinen oberösterreichischen Ort aufgewachsen, in dem es nach ihren Erzählungen nicht einmal ein Jugendzentrum gab. Ihre Eltern haben sie sehr streng erzogen und den Konsum von Alkohol bis zur Matura verboten: „Meinen ersten Rausch hatte ich erst mit 19 in Wien. Das ist bei Leuten aus Oberösterreich normalerweise nicht üblich“, erzählt Anna. Sie ist das erste halbe Jahr in Wien deswegen fast jeden Tag ausgegangen und hat so rasch viele Freundschaften geschlossen. Mit ihren FreundInnen besucht sie heute verschiedenste

Events: „Uns kann man im Volksgarten und im Reigen ebenso treffen wie im Fluc oder auf illegalen Raves in Niederösterreich. Hauptsache es kommen viele Leute zusammen, die gemeinsam Spaß haben wollen.“

EIN RECHT AUF RAUSCH. Der Slogan „Ein Recht auf Rausch“ ist auch Agnes Müllers Lebensmotto: „Rausch bedeutet für mich, mich mit Alkohol und anderen Substanzen im positiven Sinn zu betäuben. Ich verfall aber auch beim Rausch in einen Rausch und kann dann wunderbar abschalten.“ Das „Abschalten“ ist für sie besonders wichtig, denn sie findet den Leistungsdruck der Gesellschaft oft erdrückend. „Wir sollen in Mindestdauer studieren, vier Fremdsprachen sprechen und darüber hinaus noch Berufserfahrung haben. Jeder Monat unseres Lebens muss belegt sein“, klagt Agnes: „Und das Schlimme daran ist, dass man oft auch mit einer Top-Ausbildung und unzähligen Zusatzqualifikationen keine Chance am Arbeitsmarkt hat. Da mach ich einfach nicht mehr mit!“ Für Politik interessiert sich Agnes nicht. Sie erklärt, dass sie und die meisten ihrer FreundInnen der Meinung seien, dass die PolitikerInnen die jungen Menschen in Österreich im Stich lassen. Die Gesellschaft würde sie dennoch gerne ändern: „Ich mag mich zwar nicht politisch engagieren, weil ich nicht der Mensch dafür bin. Aber ich würde schon gerne in einer Gesellschaft leben, die weniger gestresst ist und die dem einzelnen Menschen mehr Raum für Selbstverwirklichung und Freiheit lässt.“

HEDONISTISCHE HIPPIES 2.0

Marco Brunner* (24) ist Student der Internationalen Entwicklung und bezeichnet sich selbst als gesellschaftskritischen Politaktivisten, der bewusst nicht dem gängigen Bild eines Hedonisten entsprechen mag. Der schwarze Baggy-Pants, „No Border – No Nation“-Shirt und Sneakers tragende Brunner erzählt, dass er oft mit dem Fahrrad unterwegs ist und sein Geld nur für wirklich notwendige Dinge ausgibt. Außerdem ist er seit zehn Jahren überzeugter Vegetarier und ein Gegner von Alkohol, Zigaretten und Drogen: „Wirklich wichtig ist für mich, dass ich meine Miete begleichen kann und einen vollen Kühlschrank habe“, erzählt er und ergänzt: „Außerdem ist mir ein solidarischer Umgang mit Mitmenschen und ein Engagement gegen die antisemitischen, sexistischen und rassistischen Zustände wichtig. Wobei es schon schwierig ist, einen solidarischen Umgang mit jenen zu haben, die meine Einstellungen nicht teilen.“ Brunner ist wegen des Studiums vor fünf Jahren von Bayern nach Wien gezogen und arbeitet als Kellner in einem Szenelokal. Hedonistischen Slogans wie „Ein Recht auf Rausch“ kann er nichts abgewinnen, denn damit würde seiner Meinung nach jedes „beschissene“ Verhalten entschuldigt. Das habe er schon öfters miterlebt: „Ich habe das unsolidarische Verhalten gegenüber Betroffenen etwa auf der *Freeparade* 2010 in Wien beobachten können, als gewalttätige Neonazis Menschen angegriffen haben. Da hieß es einfach, dass auch die ein Recht zu

tanzen hätten!“ Und er ergänzt: „2011 gab es dann keine *Freeparade* in Wien und auf der Website der Organisation war zu lesen, dass in Folge von sexistischen, homophoben oder sogar sexuellen Übergriffen die Veranstaltung abgesagt wurde. Derartige Übergriffe sind aber bereits in den Jahren zuvor passiert.“ Brunner berichtet, dass die OrganisatorInnen der Veranstaltung selbst Kritik an dem unsolidarischen Verhalten geübt hätten. Außerdem wurde von ihnen der Widerspruch zwischen der Forderung nach einer freien Gesellschaft und dem unsolidarischen Verhalten gegenüber von Gewalt betroffenen Personen thematisiert. Für das Nichteinschreiten bei derartigen Missständen macht Marco Brunner den Hedonismus der *Freeparade*-TeilnehmerInnen verantwortlich: „Die hatten im hedonistischen Sinn einfach keine Lust, den Menschen zu helfen. Denn im Hedonismus wird die Lust essentialisiert und nicht als Konstrukt begriffen. Und viele haben in ihrem Rausch einfach nichts mitbekommen.“

Besonders jene politischen AktivistInnen, die Hedonismus mit einem vermeintlich gesellschaftskritischen Engagement verbinden wollen, sind Marco Brunner ein Dorn im Auge: „Diese Hippies 2.0 sind für mich untragbar! Das sind jene Leute, die daran glauben, dass mit Lust und absoluter Selbstbefriedigung die ganze Welt schön wird. Bei denen stehen doch nur Egoismus und die eigene Befriedigung im Zentrum. Dadurch verhalten sie



Foto: Johanna Rauch

sich anderen Menschen gegenüber oftmals selbst diskriminierend.“

Die AktivistInnen der *Hedonistischen Internationale* sehen das anders. Das internationale, aktionistische und linke Netzwerk besteht seit 2006 und hat mehr als 30 Sektionen. Hedonismus ist das Streben nach Freude, Lust und Genuss. Die AktivistInnen betrachten nach eigenen Angaben den Hedonismus nicht als Motor einer dumpfen, materialistischen Spaßgesellschaft, sondern als Chance zur Überwindung des Bestehenden. Im Manifest der *Hedonistischen Internationale* halten die AktivistInnen fest, dass sie keine Organisation darstellen, sondern eine Idee, deren Ausgestaltung bei jedem selbst liegt, und dass niemand außer den Handelnden für die eigenen Aktionen verantwortlich ist. Die Aktionen selbst sind vielfältig und umfassen unter anderem nackte FlizzerInnenaktionen in Neonazi-Lokalen, Satireaktionen gegen die Atomindustrie sowie Tanzdemonstrationen gegen den G8-Gipfel in Heiligendamm. Die Medien greifen diese gerne als moderne Form des Protests auf. Marco gehört zu den KritikerInnen des Netzwerks und wirft den AktivistInnen eine mangelnde Auseinandersetzung mit den politischen Problemen vor. Auch von Slogans wie „Gegen eine Kommerzialisierung der Partykultur“ hält er nichts, da diese einen Widerspruch in sich darstellen.

HEDONISMUS UND KARRIERE

„Während der 80ies und frühen 90ies hatte man die Vorstellung, dass He-

donismus mit dem Motto ‚the winner takes it all‘ verbunden ist. Man wollte im Job und im Privatleben zu den Gewinnern gehören,“ erklärt Martin Berger, Manager einer internationalen Consultingfirma in Wien. Er erzählt, dass auch er selbst von dem Yuppie-Zeitgeist stark geprägt wurde: „Rückblickend betrachtet haben wir den Kontrast zur Jugend der 70ies verkörpert. Die berufliche Karriere sollte mit einem dementsprechenden Lebensstil voll von Statussymbolen, aber auch mit einer dazugehörigen Portion an Lust und Lebensqualität verbunden sein.“ Berger legt bis heute viel Wert auf qualitativ hochwertige Kleidung und ein sportliches Äußeres. Mit 20 Jahren hat er an der Wirtschaftsuniversität Wien mit dem Studium der Handelswissenschaft begonnen. Die Gründe für seine Studienwahl waren mit seinem Interesse für Wirtschaft sowie mit dem Ziel, Karriere zu machen, verbunden. Damals sei das aber aufgrund der Wirtschaftslage einfacher gewesen: „Wenn man beispielsweise bei einem Vorstellungsgespräch für ein Praktikum oder einen interessanten Nebenjob sein Interesse glaubhaft vermitteln konnte, so standen die Chancen, diese Stelle zu bekommen, nicht schlecht“, berichtet er. Damals gab es noch eine realistische Möglichkeit, sich in einem Unternehmen hochzuarbeiten und Karriere zu machen. Martin Berger erinnert sich etwa noch sehr gut daran, dass er seinen ersten Ferialjob bei einer österreichischen Bank aufgrund einer Initiativbewerbung und ohne Kontakte bekommen

hatte. Die Bezahlung war damals so gut gewesen, dass er sich mit zwei Monaten Arbeit mehrere Monate seines Studiums finanzieren konnte. „Heute freuen sich die meisten StudentInnen ja, wenn sie bei einem unter- oder gar unbezahlten Praktikum Aushilfstätigkeiten machen dürfen. Das ist wirklich problematisch, da sich die jungen Menschen oft komplett unter ihrem Wert verkaufen.“

Martin Berger ist in einer Beamtenfamilie aufgewachsen. Bereits als Kind war er sich aber bewusst, dass er keine Beamtenlaufbahn einschlagen wird: „Ich habe das Leben meiner Eltern als langweilig und bieder empfunden und mir fest vorgenommen, nicht mein Leben lang einer monotonen und nicht herausfordernden Tätigkeit nachzugehen.“ Er erzählt, dass er mit Schrecken gewisse Parallelen zwischen den heutigen StudentInnen und seinen Eltern bemerkt hat: „Es ist wirklich tragisch, dass die jungen Menschen sich heute bereits mit 20 nach einer Fixanstellung und einem biedereren Leben sehnen. Hedonismus bedeutet für diese nicht mehr Karriere in einem interessanten Job oder das Verwirklichen von innovativen Ideen, sondern primär Party und seichte Unterhaltungen.“ Auch er sei natürlich während seiner Studienzeit hin und wieder ausgegangen. Aber das fordernde Studium und seine Nebenjobs hatten für ihn Priorität. „Ich habe natürlich auch StudienkollegInnen aus reichen Familien kennengelernt. Für diese war das WU-Studium dann oft nur eine

schicke Nebenbeschäftigung, der sie ihren Eltern zuliebe nachgegangen sind. Die meisten von ihnen haben ihr Studium nicht abgeschlossen.“ Manche StudienkollegInnen seien direkt vom Clubbing mit dem Sportwagen an die Uni gefahren. Für ihn war das aufgrund seiner finanziell angespannten Situation nicht möglich: „Natürlich habe ich die damals ein bisschen beneidet. Aber heute denke ich, dass ein Studium für Menschen, die von ihren Eltern einen hedonistischen Lebensstil finanziert bekommen, keine Herausforderung ist.“ Martin Berger hat nach seinem Studium einige Jahre in den USA verbracht und sich hochgearbeitet. Dabei war primär sein Interesse an den Jobs und weniger die Bezahlung ausschlaggebend. Den Wunsch, Statussymbole zu erwerben und einem hedonistischen Lebensstil zu frönen, hat er heute nicht mehr: „Ich würde mich als ‚down to earth‘ bezeichnen und finde die ständige Jagd nach Statussymbolen überaus fragwürdig. Aber ich bin auch nicht der Typ, der sich auf Empfängen der Schickeria herumtreibt und ständig mit seinem Vermögen protzt.“

Die Autorin ist Historikerin und studiert derzeit Publizistik und Kommunikationswissenschaften an der Universität Wien.

*Hedonistische Internationale:
www.hedonist-international.org*

**Name von der Redaktion geändert.*

Kaffeetrinken, Lieben und Spazierengehen

progress: Herr Pfaller, gibt es etwas, das Sie sich jeden Tag gönnen?

Robert Pfaller: Ein bisschen Philosophie.

Braucht ein gutes Leben die luxuriöse Ausschweifung?

Was wir für ein gutes Leben brauchen, ist kein Luxus. Die kleinen Unterbrechungen wie Kaffeetrinken, Lieben oder Spazierengehen, die uns das Gefühl lohnenden Lebens verschaffen, sind nicht teuer. Sie setzen aber Größe voraus. Man muss eingesehen haben, dass man ein endliches Wesen ist – und eben darum auch relativ leicht zufriedenzustellen ist.

Wann ist man zufrieden?

Unsere Gier nach gigantischen oder kostspieligen Vergnügungen beruht immer auf einer Größenphantasie – nämlich, dass wir unendlich genussfähig oder sogar unsterblich wären. Demgegenüber setzt die Einsicht, dass wir zum Beispiel keinen ganzen Ozean zum Schwimmen brauchen, einen gewissen Humor voraus. Also die Fähigkeit, sich selbst als begrenzt zu betrachten und sich in dieser Eigenschaft ein wenig liebevoll zu belächeln.

Bleiben wir bei der Maßlosigkeit. Muss man sich in einer Wegwerfgesellschaft überhaupt noch für ein maßloses Leben rechtfertigen oder schämen?

Es stimmt – wir produzieren zwar immer mehr Müll, aber zugleich wird Nichtstun oder Glück immer argwöhnischer beäugt.

Wieso ist das Glück – aber vor allem das Nichtstun – so stark in Veruf geraten?

Da wir den Anderen nur noch als Privatperson wahrnehmen, glauben wir, sein Glück ginge immer auf Kosten des unseren. Darum hassen wir sein Glück, vor allem seinen Müßiggang. Wir glauben dann, wir müssten an seiner Stelle schufteten. Würden wir den Anderen hingegen, wie es bis vor etwa 15 bis 20 Jahren noch üblich

Der Philosophieprofessor Robert Pfaller spricht von Hamsterrädern, Ozeanen als Swimmingpools und flüsternden Bars. Im progress-Interview erklärt er, was sie mit dem guten Leben zu tun haben.

war, auch als etwas Allgemeines, als politischen Bürger oder als „public man“, sehen, dann wären wir fähig, sein Glück auch als unser Glück zu betrachten. Denn wenn wir uns auf dieser zivilisierten Ebene des „public man“ begegnen, ist immer klar, dass die Qualitäten auf Wechselseitigkeit beruhen. Das heißt, wenn der Andere nicht glücklich ist, können wir es auch nicht sein; wenn er keine Würde hat, haben wir auch keine; wenn er nicht frei ist, sind wir es auch nicht.

Werbung und Unterhaltungsindustrie boomen. Steht die Konsumgesellschaft nicht im krassen Widerspruch zu einer Moral der Sicherheit und des Maßhaltens?

Natürlich kann eine Konsumgesellschaft sogar aus dem Maßhalten noch eine Ware machen. Man kann sich auf teurere, feinere, exklusivere Weise maßigen, als andere das tun.

Selbst bei geringem Einkommen sind wenige bereit, auf Alkohol und Zigaretten zu verzichten. Warum ist das so?

Weil das eben Genussmittel sind, die uns die kostbaren Momente der Unterbrechung des Alltags eröffnen. Bei einem Schluck Wein mit Freunden treten wir einen Schritt aus unserem Hamsterrad heraus und stellen uns leichter die Frage: Was ist nötig, damit wir unser Leben wirklich ein Leben nennen können?

Wollen Sie damit sagen, dass wir die Gemeinschaft brauchen, um unser Glück erkennen zu können? Nicht die Gemeinschaft, sondern die

Gesellschaft. Es sind nicht die tatsächlichen Anderen unserer Umgebung, die uns zum Genuss befähigen, sondern virtuelle, abstrakte Größen. Das ist die Kultur, das Mondäne - zum Beispiel die Eleganz einer Bar, die mir leise zuzuflüstern scheint: „Jetzt benimm dich mal nicht wie ein Kind und bestell dir bitte ja keinen Fruchtsaft.“

Muss etwas Besonders immer exklusiv sein, um besonders zu bleiben? Anders gesagt: Ist Luxus als ein Allgemeingut realistisch?

Keine Sorge. Sogar jetzt gibt es in den Überflussgesellschaften sehr viel Luxus für ziemlich viele Menschen – allerdings ist darunter nur wenig, das sie glücklich macht. Dagegen sind die Dinge, die das Leben lohnend machen, sehr erschwinglich. Mahatma Gandhi hat deshalb mit Recht gesagt: „There is enough for everybody's need, but not enough for anybody's greed.“ Darin zeigt sich Gandhi als würdiger Nachfahre des antiken griechischen Philosophen Epikur, der lehrte, dass das, was für die menschliche Lust notwendig ist, für alle Menschen auch jederzeit leicht zu beschaffen ist.

Die Mieten in Wohnheimen explodieren, die Familienbeihilfe wird gekürzt und an den Unis wird gespart. Der Druck auf die Studierenden nimmt immer mehr zu. Ist in einem Studierendenalltag überhaupt noch Platz für Genuss und Gemeinschaft?

Genau dagegen – vor allem gegen die Universitätsreformen, wodurch die Unis zu Zwangs- und Kontrollanstalten mit permanentem Prüfungsstress wurden – haben sich die Studierenden

und Lehrenden beim europaweiten Streik 2009 gewehrt. Die kleinsten Freiräume, die früher selbstverständlich waren – etwa, dass Studierende Zeit haben, ein ganzes Buch zu lesen, oder dass Lehrende mit ihnen in Ruhe eine Arbeit besprechen können – diese Freiräume müssen heute mühsamst erkämpft werden.

In Ihrem Buch *Wofür es sich zu leben lohnt* fordern Sie die Menschen auf, sich eine hedonistische Lebensweise nicht verbieten zu lassen. Sprechen Sie damit nicht ausschließlich eine gebildete, weiße Mittelschicht an, die es sich leisten kann, sich zu empören? Nein. Ich wende mich gegen eine Politik, die den aktuellen Beraubungen der Mittel- und Unterschichten willig assistiert, indem sie zusätzlich Ängste erzeugt –, zum Beispiel in Bezug auf Gesundheit, Sicherheit, Umwelt, Schulden. Diese Angstmache zielt darauf ab, die Menschen in Todesfurcht zu versetzen und sie dementsprechend feige, gehorsam, würdelos und neidisch auf das Glück der Anderen zu machen.

Es geht aber nicht, wie diese Politik uns ständig weismachen will, um das Überleben – denn sterben müssen wir ohnehin; es geht vielmehr um das gute Leben. Auf die Frage nach dem guten Leben zu beharren, ist darum der erste Schritt, um sich all das nicht gefallen zu lassen. Dieses materialistische Beharren war den Unterschichten traditionell sogar viel vertrauter als den idealistischeren, asketischer gestimmten und gehorsamsbereiteren Mittelschichten. Darum lässt Brecht die Pariser Kommunarden sagen: „In Erwägung, daß ihr uns dann eben / Mit Gewehren und Kanonen droht / Haben wir beschlossen, nunmehr schlechtes Leben / Mehr zu fürchten als den Tod.“

Das Interview führte Marlene Brüggemann.

FEUILLETON



Alle ungeraden Jahre wieder

Vor kurzem endete das alle zwei Jahre stattfindende Queer-Film-Festival *Identities*, welches seit nunmehr fast zwanzig Jahren eine breite Auswahl lesbischer, schwuler und trans Filme präsentiert. *progress* war dabei und bat einige Filmemacherinnen zum Interview.

Identities ist Wiens einziges großes und regelmäßig stattfindendes Queer-Film-Festival. Im Zeitraum von zehn Tagen werden mehrere Orte mit Filmen und Programm bespielt. Das umfassende Kurz- und Spielfilmprogramm wurde dieses Jahr im Topkino sowie im Filmcasino präsentiert, allein die ausverkaufte Eröffnungsgala, inklusive Eröffnungsfilm und standesgemäßen Ansprachen lokaler Politikerinnen, fand im größeren Gartenbaukino statt.

NEW QUEER CINEMA. 2013 fand *Identities* zum zehnten Mal statt. Die Entstehung des Festivals Anfang der 1990er-Jahre hing eng mit dem Aufkommen des New Queer Cinemas zusammen: Dabei handelt es sich um einen Wandel des LesBiSchwulen Films hin zu einer größeren begrifflichen Breite. Die Entwicklung ist eng mit der zunehmenden Bedeutung poststrukturalistischer Theorie sowie Filmen

wie *Paris is burning* oder *Poison* verknüpft. Heißt das Festival 1993 noch schlicht *Queer Film Festival*, änderte das Festival bereits 1996 seinen Namen in das prägnantere und sehr inklusive *Identities*. Wohl auch, weil Alexander Horwath, der damalige Direktor der *Viennale*, einlud, das Festival als unabhängig geleitetes Special im Rahmen der *Viennale* stattfinden zu lassen.

SCHWERPÜNKCHEN. Das diesjährige Programm war sehr heterogen, klare Schwerpunkte waren dabei schwer auszumachen. Auf der Homepage wird der Versuch unternommen, es nach Programmschienen zu ordnen. Von denen gibt es allerdings über 40, was sie nicht zur Übersichtlichkeit beitragen lässt. Neben Kategorien wie „Hauptprogramm“ oder „Made in Sweden“ finden sich Einträge wie „Meryl Streep“ oder, schon hilfreicher, „Black Queer Identities“.

INTERVIEWS. Da sich die Veranstalterinnen mit großem Einsatz bemüht haben, auch internationale Gästinnen nach Wien zu bringen, hatten wir Gelegenheit, mit einigen Filmemacherinnen kurze Gespräche zu führen. Die Filmemacherin und Kamerafrau Angelika Levi erzählt über *Anak-Anak Srikandi*, einen Film indonesischer queerer Frauen über ihre eigene Geschichte und ihr eigenes Leben. Die jungen israelischen Regisseurinnen Chen Shumowitz und Adiya Imri Orr erzählen vom Filmemachen in Israel und von ihren preisgekrönten Kurzfilmen, *Ma'ever La'Chalon* (Through the Window) und *Stitches*, in denen Themen wie Coming-out und lesbische Mutterschaft verhandelt werden.

Der Autor Simon Sailer studiert Philosophie an der Uni Wien.

„SPRACHE, ERZÄHLUNGEN, NARRATIVE UND BILDER“ Angelika Levi arbeitete mit anderen Frauen in Indonesien.

progress: Erzähl bitte ein bisschen über dich und deine Rolle in der Produktion von *Anak-Anak Srikandi*.

Angelika Levi: Ich wurde von der Produzentin und Initiatorin des Projekts, Laura Coppens, gefragt, ob ich einen Film-Workshop in Indonesien machen will, mit queeren lesbischen Frauen, um die Geschichten, die sie erzählen, zusammen filmisch umzusetzen. 2010 haben wir das gemacht. Und daraus ist dann der Film entstanden, innerhalb von zwei Jahren.

Mit welchen Methoden habt ihr im Workshop gearbeitet?

Levi: Es ging darum, dass Frauen das erste mal ihre Geschichten erzählen: Wie sie als Lesben in Indonesien leben, ob sie offen leben können, sei es in den Familien, in der Schule oder an der Uni. Das wollten wir verfilmen. Also ich arbeite grundsätzlich mit Ton und Bild. Ich habe Essay-Filme gemacht, das heißt Sprache, Erzählungen, Narrative und Bilder – das ist eigentlich mein Gebiet: Bild und Ton und Erzählungen zusammenbringen, ohne

dass es so eine Verfilmung ist, wo man das einfach nachspielt. In dieser Form arbeite ich eigentlich schon seit über 25 Jahren.

Der Film ist ja auch eine Mischung aus stark inszenierten Szenen und Aufnahmen aus dem Alltag.

Levi: Natürlich wurden Sachen auch inszeniert. Zum Beispiel Ojis Film, in dem sie mit dem Zug nach Jakarta fährt, das Job-Gespräch. Wobei ich gar nicht so die Genres unterscheidet, also für mich ist es zwar ein Dokumentarfilm, aber Inszenierung ist ja schon, wenn du wem sagst: Geh mal von hierhin nach dahin. So haben wir natürlich sehr viel gearbeitet. Die Frauen haben sich selbst oder andere gespielt, aber immer in Zusammenhang mit der Story oder mit dem Narrativ, das da eben erzählt werden sollte.

Das heißt, im Workshop wurden eigentlich verschiedene kleine Drehbücher für die jeweiligen Geschichten erarbeitet?

Levi: Ja, genau. Die Skripte, manche



waren auch nur fünf Sätze. Manches war nur Text, also ganz ohne Bildideen, manche waren nur Bilder. Oji wollte eigentlich gar nicht sprechen. Sie sagt nur kurz ein bisschen was, aber das war einfach ganz stark eine Bildidee. Andere kamen mehr mit einer Textidee. Und das alles haben wir erstmal zu den kurzen Filmen ausgearbeitet.

Und das wurde gleich dort abgedreht. Du hast die Kameraarbeiten gemacht?

Levi: Ich habe gemeinsam mit Oji die Kamera gemacht. Ton und Ausstattung haben immer sehr unterschiedliche Leute gemacht und auch bei der Organisation haben viele geholfen.

Das heißt, dieses Kollektiv, das *Srikandi Collective*, wurde auch eigens für diesen Film gegründet?

Levi: Genau, das wurde extra für den Film gegründet, weil es auch ein Problem war für die Frauen, dass ihre Namen nach dem Film auftauchen. Das ging nicht und es war klar, dass man irgendeine Form von Anonymisierung schaffen musste. Zum Schutz der Frauen.

Wie offen kann die queere Community in Indonesien auftreten?

Levi: Ich kann dazu zwar etwas sagen, aber ich bin natürlich überhaupt nicht in der Situation, irgendwie eine Erfahrung damit gehabt zu haben. Ich weiß, dass in den Familien oft nicht darüber gesprochen wird und es viele Frauen gibt, die eben nicht geoutet sind.



„AUF DIE STILLE VERLASSEN“ Chen Shumowitz drehte *Through the Window* in Israel

„NICHT DAS, WAS NACHRICHTEN ZEIGEN“ Adiya Imri Orr beschäftigt sich in *Stitches* mit lesbischer Mutterschaft

progress: Vielleicht kannst du uns zuerst ein bisschen über dich erzählen und darüber, wie du zum Filmemachen gekommen bist?

Shumowitz: Ich heiße Chen, bin 29, habe Film studiert und arbeite derzeit mit Kindern in Zusammenhang mit Film. Zum Film bin ich eigentlich über das Schreiben gekommen. Als ich jünger war, habe ich viel geschrieben.

Was hast du geschrieben?

Shumowitz: Gedichte und Kurzgeschichten. Das hat mich zum Film gebracht. Nach der Armee bin ich nach Indien gegangen und dort habe ich entschieden, Film zu studieren.

Wie ist *Through the Window* entstanden?

Shumowitz: Diesen Film habe ich am College gemacht. Er war einer der End-Jahres-Filme.

Das war 2011.

Shumowitz: Ja, 2011 wurde er fertig. Es hat zwei Jahre gedauert, ihn zu machen. Ich musste alles nach einem Jahr noch einmal drehen. Was ich bis dahin hatte, war nicht gut genug.

Bezüglich der Ästhetik des Filmes: Du arbeitest sehr visuell, sehr filmisch und sehr subtil. Der Film beschäftigt sich mit Coming-out, aber auf eine sehr vorsichtige Weise. Der Konflikt wird nicht direkt gezeigt.

Shumowitz: Der Konflikt ist sehr

dramatisch – in unseren Köpfen. Ich sehe es nicht als sehr dramatisch an. Es ist ein vielschichtiges Thema. Deshalb habe ich mich entschieden, den Konflikt nicht dramatisch zu inszenieren, ohne viel Geschrei. So sehe ich das.

Es geht mehr um die Angst, wie andere reagieren könnten?

Shumowitz: Ja, und um die Angst, wie sie dich sehen könnten. Die Angst ist laut in unseren Köpfen, aber von außen betrachtet ist sie weniger begründet, als es scheint. Das hat den Stil des Films geprägt. Also: Nicht sehr dramatisch, kleine Geschichte, unauffällige Einstellungen. Sehr, sehr einfach. Ich habe mich auf die Stille und die Geschichte verlassen.

Du verwendest nur sehr wenig Musik. Am Anfang spielt das Radio, bis es abgestellt wird. Das macht die Stille noch prägnanter. Und am Ende beginnt ein Lied zu spielen und die Mutter gibt ihrer Tochter zu essen. Das ist ein sehr dramatischer Effekt, aber auch ein Moment der Erleichterung.

Shumowitz: Ja, ich habe die Musik für sich selbst sprechen lassen. Das Lied erzählt von Lügen, wir haben alle unsere Lügen. Ich habe früher viel über meine Identität gelogen. Also wollte ich das so zeigen. Auch die Figuren sprechen für sich selbst, sie sagen nichts, sie sind einfach im Moment. Etwas, das mir selbst im echten Leben schwer gelingt.

progress: Wie bist du zum Filmemachen gekommen?

Orr: Ich bin in einem Kibbuz im Norden aufgewachsen, an der libanesischen Grenze. Vor einem Jahr habe ich die Filmschule an der Tel Aviver Universität abgeschlossen und jetzt unterrichte ich dort.

Die Filmindustrie in Israel ist sehr stark entwickelt. Es gibt 16 Filmschulen. In ganz Europa gibt es nur 20. Anscheinend wollen viele Leute Filme machen. Es gibt auch ein Gesetz, das die Regierung verpflichtet, 60 Millionen Shekel (etwa 12,5 Millionen Euro) pro Jahr für Filme zur Verfügung zu stellen.

Warum ist der Film so wichtig für Israel?

Orr: Es gibt viele Knesset-Mitglieder (*Israel. Parlament, Anm. d. Red.*), die sich für die Kunst im Allgemeinen einsetzen. Außerdem investiert Israel viel in Krieg und Militär, also müssen sich die anderen Gelder stärker auf bestimmte ausgewählte Bereiche konzentrieren.

Sind andere Kulturbereiche in Israel weniger entwickelt?

Orr: Nein, ganz und gar nicht. Alle Bereiche sind entwickelt, nur die Regierung steckt viel in Film. Es geht dabei auch darum, unsere Kultur in

viele Länder zu exportieren. In Filmen sieht man nicht nur das, was die Nachrichten zeigen, sie bieten andere Perspektiven auf Israel.

Die Regierung will also ein breiteres Bild von Israel zeigen?

Orr: Ja. Aber sie mischen sich nie in die Auswahl der Drehbücher ein oder dergleichen. Es gibt keine Zensur. Die meisten politischen Filme sagen nur, dass Israel schrecklich ist. Und das wird von der Regierung finanziert. Darauf bin ich sehr stolz.

Reden wir noch über *Stitches*. Der Film behandelt ein lesbisches Paar, das ein Kind bekommt. Aber wie spezifisch würdest du sagen sind die Probleme, mit denen die beiden konfrontiert werden?

Orr: Vielleicht ist Amits Konflikt vergleichbar mit Problemen, die manche Männer erfahren: ein Elternteil zu sein, dass das Kind nicht geboren hat und mit dem Kind physisch weniger eng verbunden ist. Aber mich hat noch etwas anderes interessiert: Frauen lernen in dieser Gesellschaft bestimmte Erwartungen. Etwa sich nach der Geburt erfüllter zu fühlen. Mich interessierte die Erfahrung, als Frau Mutter zu werden, ohne die biologische Mutter zu sein.

Die Interviews führte Simon Sailer.

Glück ist, wenn der Beat einsetzt

Soeben feierte das *Sónar-Festival* in Barcelona sein 20-jähriges Bestehen. Zeit, um Bilanz zu ziehen über elektronische Musik, ihre Wurzeln und ihre Entwicklung zwischen Subkultur und Mainstream.



Foto: creative commons

Es ist und bleibt eine Frage des Geschmacks. Für die Einen ist es schlichtweg Lärm, für die Anderen sind es die besten Klänge der Welt: all das, was unter dem Sammelbegriff „Elektronische Musik“ in mannigfaltigsten Stilrichtungen subsummiert wird. Binnen der vergangenen zwanzig Jahre entwickelte sich rund um den Synthie- und Computersound eine Jugend- und Subkultur, die als hedonistisch und hippiesk bezeichnet werden kann. Mit teils psychedelischem Touch proklamierte sie „Love, Peace and Unity“. Ihre Technopartys und Tanzgatherings wurden von Beginn an oft flashmobartig organisiert – sie blieben abseits ihrer fortschreitenden Kommerzialisierung stets ein Ausdruck von Protest, der sich in erster Linie gegen das Establishment, aber auch

gegen Rechtsradikale und Intoleranz richtete. 1994 – als die Techno-Szene Europas den ersten Höhenflug erlebte – hob Ricard Robles mit Enric Palau und Sergi Caballero das *Sónar-Festival* aus der Taufe.

VOM MARGINALISIERTEN STADTTEIL, ZUM EVENTGRÄTZEL. So ziemlich ein jeder und eine jede, der/die am DJ-Pult, Synthesizern, Drummachines und Co. etwas auf sich hält, war einmal hier: am *Sónar* in Barcelona. Zwischen dem vibrierenden Berlin und Ibizas beschallten Sandstränden hat sich das mittlerweile zum 20. Mal stattfindende *Sónar – Festival for Advanced Music and New Media Art* – zu einer regelrechten Institution der elektronischen Musik entwickelt. Seit zwei Dekaden treffen sich

alljährlich MusikerInnen und KünstlerInnen im lange marginalisierten Bezirk Raval, in den Museen Barcelonas, wie etwa dem MACBA (*Museo de Arte Contemporáneo de Barcelona*) oder dem CCCB (*Centro de Cultura Contemporánea*), zu einer drei Tage und Nächte währenden Party – Symposien, Ausstellungen und Debatten inklusive.

Und das *Sónar* blieb nicht unbemerkt. Am Stadtteil Raval lassen sich die üblichen Gentrifizierungsercheinungen beobachten: Aus dem verarmten, mehrheitlich von MigrantInnen bewohnten Stadtteil mit hoher Diebstahl- und Suchtmittelkriminalität wurde ein hipper Bezirk. KünstlerInnen, LiteratInnen, Bohemiens und Kreative wurden aus aller Welt an-

gelockt und damit auch Weltkonzerne und Immobilienmakler, die ein gutes Geschäft witterten.

Auch wenn man es fast vergessen glaubt, das *Sónar* selbst, das im Vorjahr und in den vergangenen Jahren jeweils knapp 100.000 BesucherInnen zählte, war einmal klein. Aber dafür umso lauter. Die Basis des Festivals wurde wohl rund um 1990/91 auf Partys in Berlin geschaffen – in mit Stroboskop-Blitz minimal beleuchteten Kellergewölben, alten Bunkern, Fabrikanlagen oder Raketensilos in der wieder vereinten Stadt kurz nach dem Mauerfall, fernab des Mainstreams und oftmals auch fern der Legalität. Der Gesetzgeber machte sich damals erstmals ernsthafte Gedanken über Substanzen wie MDMA, besser bekannt als Ecstasy-Tablettenkomponente, und deren Verbot. Berlin war dreckig, ebenso Raval – auch noch, nachdem Barcelona sich unter den olympischen Ringen einen umfassenden Neuanstrich verpasst hatte. Was beide gemeinsam hatten: In beiden Städten kochte es vor Energie. Alles, was es brauchte, war das Ventil.

EINE KLEINE MUSIKEVOLUTION. Den musikalischen Weg für das *Sónar* ebneten unter anderem Vorreiter aus Funk und Disco, die sich später ins House-Genre weiterentwickelten, beeinflusst von Synthiepop, wie ihn *Depeche Mode* in den 1980er-Jahren pflegte. Auch Industrial, der 1988 seinen Höhepunkt erreichte, spielte eine Rolle, sowie die stark von LSD- und Ecstasykonsum geprägte Acid-House-Strömung aus England. Es war die Zeit der ersten Raves und mehrtägiger Partys – Aufputschmittel hielten die Crowd tagelang wach.

Just in jenen Jahren schwappte aus dem heruntergekommenen Detroit ein Stil nach Europa, der bis heute prägend ist. Er brachte die Godfathers des Technos hervor, nämlich die Riege um Kevin Saunderson, Juan Atkins und später auch Jeff Mills, Carl Craig oder Blake Baxter. Diese jagten ihre Basswellen geradlinig auf Trommelfelle und Körper, wie später auch die nachfolgenden Generationen in Person von Sven Väth und Monica Kruse. Dieser Stil beeinflusste auch die so genannte Electronic Body Music (EBM) sowie den Eurodance. Abseits kommerzieller Auswüchse à la *Culture Beat*, *Scooter* oder der DJane Marusha konnte ein Totalausverkauf von Techno glücklicherweise vermieden werden.

Die Hardware für das Musikmachen hat teils selbst Kultstatus im Techno – etwa das Roland TB-303,

ein weit verbreiteter Synthesizer mit Drummachine, sowie das RD-808 und TR-909 oder eben auch Produktionssoftware, wie Reason, Final Scratch, und eine Fülle an sogenannten Sampling-Tools, nebst Midi-Kompositionstools und allerlei anderen Instrumenten und Gadgets, wo unter anderem das von TüftlerInnen aus Barcelona entwickelte „Reactable“ zuletzt am *Sónar*, aber auch auf der *Ars Electronica* zu bestaunen war.

Nach dem Startschuss des *Sónar*, mit Väth (1994), *Orbital* (1995) oder etwa *Autechre* (1996) – damals allesamt noch quasi unbekannte Größen –, folgten Jahre mit neuen Stars. Ab 1997 etwa das österreichische Duo *Kruder und Dorfmeister*, *Miss Kittin*, *Daft Punk*, *Deep Dish*, später dann *Deadmau5*, die *Chemical Brothers*, der Chilene Ricardo Villalobos, *Aphex Twin* oder Amon Tobin.

MUSIKALISCHE VORREITER. So durchschritt das *Sónar* seine Evolution, mit immer kräftigeren SponsorInnen und steigender Kommerzialisierung – wie auch das Genre selbst. Das Internet – in den letzten Jahren insbesondere Plattformen wie *Grooveshark* und *Soundcloud* – trieb den Techno voran und brachte zahllose Subgenres und Crossover-Stile hervor. Mittlerweile steht zum Beispiel *Radiohead*-Frontman Thom Yorke auch gerne an den Turntables in Barcelona – zusammen mit Flea von den *Red Hot Chili Peppers* als Duo *Atoms for Peace*.

Viele Künstler haben ihre Spuren am *Sónar* hinterlassen. Vom lange Jahre holländisch geprägten Trance, Goa, dem speedigen Gabber-Sound über rasant-schrilles Quietsche-Noise im Acid Techno, HardTec bis zum sich auf die Essenz berufenden Minimal Techno, Dub Techno sowie Tech-House und etwas ferner auch Drum and Bass oder etwa Moombahton (Mischform aus Reggaeton und House) – ständig sprießen neue Stile hervor, denen auch Raum am Festival geboten wird, in besonderem Maße 2008, mit starkem Fokus auf Künstlerinnen wie M.I.A., *Goldfrapp* oder *Camille*.

Heuer gab's beim *Sónar* Barcelona (13. bis 16. Juni), das übrigens mittlerweile auch in Tokio, São Paulo und Reykjavik vertreten ist, neben dem Urgestein *Kraftwerk*, *Baauer*, DJ Oneman, Jaimie Lydell oder etwa Mikky Blanco und neben *Cassegrain* freilich auch Paul Kalkbrenner, *Jurassic 5*, *Modeselektor* oder etwa *Skrillex*, *Gold Panda* sowie auch die Micro-sampling-Legende Matthew Herbert und so weiter.

Erwähnenswert ist sicherlich auch die Anwesenheit von „Urvater“ Laurent Garnier, der bereits am ersten *Sónar* Präsenz zeigte, wie auch der spanischen Techno-Größe Angel Molina. Als fulminanter Abschluss war der britische Komponist Max Richter mit seiner Neuinterpretation von Vivaldis „Vier Jahreszeiten“ im Theater des CCCB am Sonntagabend zu sehen, gefolgt von einer Rave-Dekonstruktion des italienischen Klangkünstlers Lorenzo Senni.

Begleitet wird das dreitägige Spektakel natürlich von Parallel- und Gegenveranstaltungen, wie etwa dem *Anti-Sónar*. Auch heuer standen dort wieder eine Fülle bekannter Gesichter an den Plattentellern: Nebst Felix da Housecat und jeder Menge deutscher DJs wie Koze, Ben Klock, Pan-Pot, „Schranz“-Techno-DJ-Michael Mayer und *BpitchControl*-Label-Eigenerin Ellen Alien.

Fazit: Wer Techno hört, der wird glücklicherweise auch von Fachfremden nicht mehr als amphetaminisiert-schwitzende GroßraumdiskothekengröhlerIn gesehen. Möge es so bleiben. Denn wie Graffiti-KünstlerInnen treffend in deutschen Städten sprayten: „Glück ist, wenn der Bass einsetzt“.

Webtipp:

www.Sonar.es

www.eventos-barcelona.com/discotecas-y-fiestas/3106-off-Sonar-miercoles-2013

Line-up zum Off-(Anti)-Sónar:

Filmtipps:

Subberlin – Underground United, History of Tresor-Club (2009). Regie: Tilmann Künzel

Berlin Calling (2008) über das DJ-Leben von Paul Kalkbrenner



Der Autor, Jan Marot, arbeitet als freier Journalist in Spanien und Österreich.

„Es fehlt der utopische Gedanke“

Hüseyin Evirgen ist Komponist und Produzent des in Wien und Berlin beheimateten türkisch-griechischen Techno-Duos *Cassegrain*. Wir trafen ihn vor seinem Auftritt am *Sónar Festival*.

Foto: prologue



progress: Mit welchen Gefühlen im Bauch fahrt ihr zum *Sónar* nach Barcelona?

Evirgen: Ich weiß nicht. Es ist spannend. Ich bin schon aufgeregt. Und vor allem empfinde ich viel Freude. Wir legen dort ja schon am Donnerstag-Nachmittag auf. Zudem freue ich mich schon sehr auf das Meer und Sonne (lacht). Schönes Wetter genießen, denn am Samstag spiele ich dann auch schon in Paris.

Euer Auftritt im Rahmen des *Sónar* ist ja euer erster gemeinsamer als *Cassegrain* ...

Wir waren schon 2008 als Gäste der *Red Bull Music Academy* auf dem *Sónar*. Wir haben auch beide dort gespielt und Alex war auch auf früheren Editionen des Festivals als Besucher. Aber als *Cassegrain* wird das in der Tat unser erstes Mal zu zweit auf der Bühne.

Wie habt ihr eigentlich zusammengefunden?

Wir haben uns eben am *Sónar* 2008 zum ersten Mal getroffen. Da haben wir „zusammen geklickt“, also eine Nummer gemeinsam komponiert. Die wurde dann auf dem Mikrowave-Label von Kevin Goreman veröffentlicht. Das muss 2009 oder 2010 gewesen sein. Es ist einfach weitergegangen danach.

Wir wohnen jetzt auch erst seit kurzem in der gleichen Stadt, ich pendle auch noch ein wenig zwischen Wien und Berlin hin und her. Wir haben sehr lange nur über das Internet gemeinsam musiziert. Jetzt können wir in Berlin natürlich viel besser zusammenarbeiten.

Was war dein erster Kontakt zur elektronischen Musik?

Der erste Kontakt war, als ich noch sehr klein war, in den 1980ern, so Synthie-Pop-Sachen. Da war ich aber noch ein Kind. Und später so um 1988/1989 dann Acid House. Dann habe ich eigentlich lange nichts mehr mit der elektronischen Musik zu tun gehabt. Ich habe aber immer klassische Musik gehört und ich habe ja Komposition studiert unter anderem auch am Mozarteum in Salzburg, wo man viel über Elektronische Musik lernte. In den 1990ern habe ich dann auch etwas Drum and Bass gehört, daneben *Aphex Twin* und *Autechre*, so IDM-Sachen (*Anm.der Redaktion: Intelligent Dance Music*) halt. Das war mein erster Zugang, eigentlich. Wie bei Alex auch. Er kommt ja auch aus der IDM-Strömung. Wir waren immer schon sehr auf diesen Sound fixiert. Ich habe in den letzten Jahren außerdem mit anderen Projekten viel in Wien gespielt. Das war dann eher so Minimal. Ganz anders als

das, was wir bei *Cassegrain* machen. Das hat gar nichts mehr mit Minimal zu tun.

Ihr seid in Berlin und Wien beheimatet. Beide Städte haben eine lebendige Clubszene. Worin liegen die Unterschiede?

In Berlin ist die Szene natürlich sehr viel größer. Es ist da ganz anders, dort hat man einfach viel mehr Auswahl. In der Wiener Szene tut sich aber momentan, gerade im Bereich Techno, viel. Was die Stadt natürlich verfehlt, ist, dass sie die Clubkultur nicht so nutzt, wie es Berlin etwa macht. Zum Beispiel wenn es um die Frage der Öffnungszeiten geht. Früher war die Szene generell viel besser, finde ich. Die letzten zwei Jahre hat sie sich nicht weiterbewegt. Erst jetzt geschieht wieder etwas.

Wie sehr seid ihr in die Berliner Szene involviert?

Wir haben viele gute Freunde dort. Wir haben natürlich viel mit *Prologue*, unserem Label, zu tun und dann auch noch mit *Killekill*. Wenn ich dort bin, bin ich meistens im Club *Berghain*. *Grounded Theory* macht auch sehr, sehr gute Partys. Doch wir sind kein Teil von einem Kollektiv. Es wäre auch nicht gut, wenn wir ein Teil von etwas wären. Wir wollen frei bleiben.

Spielt ihr bei Auftritten lieber live oder mit DJ-Set?

Wenn wir ein Set spielen, ist da extrem viel Hardware im Spiel. Und vieles ist dadurch auch schon vorgeplant, auch wenn wir im Verlauf frei agieren. Wenn wir Live Acts spielen, dann ist auch die Hälfte des Studios auf der Bühne. Das DJ-ing ist anders, das ist auch mitunter sehr spontan, je nachdem, wie's eben läuft. Das ist dann aber auch viel tanzbarer als die reine Produktion. Sowohl live spielen als auch auflegen – beides ist sehr schön.

Wann steht ein *Cassegrain*-Album an? Nächstes Jahr werden wir eines veröffentlichen. Im März dieses Jahres

haben wir die *Tiamat*-Doppel-EP herausgebracht. Jetzt folgen einige Remix-Arbeiten. Im Herbst folgt dann eine weitere *Cassegrain*- und *Tin-Man*-EP, beim Label *Killekill*.

Was hat sich verändert, wenn man die letzten 15 bis 20 Jahre der Elektronikszene Revue passieren lässt?

Ich habe selbst immer wieder die Genres geändert und gewechselt. Ich war immer an diversen Arten von Musik interessiert. Die Technoszene der 90er habe ich gar nicht verfolgt. Da habe ich ganz andere Sachen gehört. Was mich jetzt ein wenig an der aktuellen Techno- und Clubszene stört, ist, dass auch wenn die letzten zwei, drei Jahre gut waren, einfach der utopische Gedanke fehlt. Der, den man in den 80ern und 90ern noch verfolgte. Da hat man noch nach vorne geschaut. Heute wird oft Musik gehypt, die stark an früher erinnert. Für mich fehlt das utopische Denken, nicht nur in der Musik, sondern überhaupt.

Das Interview führte Jan Marot.

Zur Band

Cassegrain besteht aus Alex Tsiridis, der lange in London lebte, und Hüseyin Evirgen, der in Istanbul und am Salzburger Mozarteum Komposition studierte. Bereits 2008 traten beide noch als Solokünstler am *Sónar* Barcelona auf. Der Zufall und ihr ähnlicher Geschmack führte sie zusammen. Das Projekt *Cassegrain*, das beim prestigeträchtigen Münchner Label *Prologue* unter Vertrag steht, war auch heuer am *Sónar* zu sehen.

Anspieltipps:

Coptic-EP (2012), Tiamat (2013)

Webtipps:

<http://cassegrain.tumblr.com>

www.facebook.com/cassegrainmusic

<http://soundcloud.com/cassegrain>

<http://prologuemusic.bandcamp.com/album/prg030-cassegrain-tiamat>

FAKTENKONFLIKT



Das kurze Leben der Fakten, John D'Agata & Jim Fingal, Hanser Verlag, 2013, 176 S., 20,50 Euro

Was ist schon Wahrheit. Ein 16-Jähriger stürzt sich in Las Vegas aus dem Fenster und John D'Agata soll darüber berichten. Einfacher Journalismus, bis Jim Fingal – der „Faktenchecker“ – beginnt, Fragen zu stellen, allen voran: Woher weiß er das eigentlich so genau?

Diese Fragen umkreisen die journalistische Allwissenheit und die „Tatsache“, wie schnell aus Vermutung Behauptung wird. Fakten sind eben auch nur Wörter: In richtiger Reihenfolge ergeben sich daraus oft Tatsachen, die eventuell gar nicht stimmen. Dass dies schneller passiert, als dem VerfasserInnen und LeserInnen journalistischer Publikationen lieb ist, zeigt *Das kurze Leben der Fakten*.

FAKTENKONFLIKT: Ist D'Agatas und Fingals Publikation eine spannende, fließende Lektüre? Wohl kaum, zumindest nicht in dem Stil, den man sonst gewohnt ist. Der Haupttext wird stets durch Kommentare gebrochen, die den repräsentativen Teil des Werkes ausmachen. Sie sind auch das Kernstück dieser Untersuchung, bieten aber weniger Antworten, als noch mehr Fragen. John D'Agatas eigentlicher Text wird in roten Korrekturen eingebettet und von Jim Fingal mit persönlichen Gedanken und Meinungen kommentiert. Doch da Gedanken und Fakten auf Gegenliebe stoßen können, bleibt die Korrektur des Faktenprüfers selbst nicht unangetastet. Wenn D'Agata den Verfasser eher beschimpft als „prüft“, resultiert dies oft in einen amüsanten Schlagabtausch.

Das ist jetzt nicht immer spannend, aber liebevoll gestaltet und allen voran: Es umfasst eine wichtige Thematik. Wenn hinter jedem Fakt ein Wort und hinter jedem Satz ein Mensch steht, dann ist demzufolge ein Fakt auch nur eine subjektive Wahrheit, die sich in journalistischer Sicherheit suhlt. Wie sehr „man“ diesen Worten jedoch vertrauen darf, bleibt jeweils an der Leserschaft hängen.

Im Anhang kann man D'Agatas unverfälschten Text lesen – es empfiehlt sich dies bereits zu Beginn zu erledigen. Nachdem der Text (nach endlosen Revisionen) schließlich ein weiteres Mal genossen wird, liest sich des Journalisten Version nicht mehr mit derselben Konnotation. Die Augen der LeserIn wurden geschwärzt und geöffnet, Realität bleibt ein Konstrukt dessen Fragilität letzten Endes umso deutlicher dargestellt wird. Das Buch öffnet mit Laotsees „Wahre Worte sind nicht schön. Schöne Worte sind nicht wahr.“ und schließt mit: „Es reicht nicht, wenn sie lügen. Man muss ihnen auch glauben wollen.“ Alles andere liegt zwischen den Zeilen.

Federico Grössing ist Buchhändler in Wien.

Zweimal hingehört

SAVAGES - SILENCE YOURSELF (2013)



PHILIPP: Zugegeben, es ist nicht besonders kreativ, die Band vom letzten Spex-Cover für die Rezension auszuwählen. Aber gut, so distinguert, uns vom Musikfeuilleton abzugrenzen, sind wir dann auch wieder nicht. Aber zum Eigentlichen: „Silence Yourself“ ist das Debütalbum eines britischen „Rock Noir“-Quartetts, das sich oberflächlich schon durch sein an frühere Postpunk-Held_innen wie *Siouxsie* and *the Banshees* erinnerndes, reduziert in Schwarz-Weiß gehaltenes Artwork auszeichnet. Die Postpunk-Referenz macht das Album auch musikalisch aus: verzerrte Gitarren, tiefe Bassläufe, prägender Gesang. Inhaltlich ist die Platte als Konzeptalbum angelegt. *Savages* eröffnen ihr Album mit einem Manifest: „Silence

Yourself“ bedeutet hier eine Kritik der ständigen Verfügbarkeit und der allgegenwärtigen Ablenkung. Keine plumpe Medienkritik, sondern eine Aufforderung zu fokussieren. Das fordern sie dann auch für ihre Konzerte ein: „Silence your Smartphone“ steht am Eingang jeder ihrer Konzertlocations.

KATI: Wow. Hallo achtziger Jahre! Ich bin ja sonst nicht so die Punk-Tante. Aber das ... ist schon richtig gutes Zeug. Da gibt es kein langsames Aufwärmen, Einspielen – ganz im Gegenteil: Mit der ersten Nummer „Shut Up“ wird gleich mal klargestellt, wer hier für die nächsten 40 Minuten das Sagen hat. Danach sind garantiert erstmal alle ruhig. Dann kann es ja ans Vorstellen gehen: „I am here“. Wer anderer interessiert eh nicht. In der Tonart geht es weiter. Düsterer Post-Punk, klar und reduziert, die Reminiszenzen an frühere Riot-Grrl-Heldinnen und Industrial-Lieblinge sind deutlich herauszuhören. Nur – nach etwa der Hälfte muss ich leider w.o. geben. Kopfschmerzen vom Headbängen und vor allem: Lärm! Guter Lärm, aber immer noch Lärm. Das ist sicher live in einem *Moshpit* auch für länger super, nicht aber bei Sonne am Küchentisch. Ja, ich fühl mich alt jetzt. Wie auch immer ... Girls to the front!

COCOROSIE - TALES OF A GRASSWIDOW (2013)



PHILIPP: Unser allerliebste Musikerinnen-Schwersternpaar (sorry, Tegan and Sara, aber „Heartthrob“ verzeihe ich euch nie!) ist mit seinem fünften Longplayer zurück und entführen uns mit den „Tales of a GrassWidow“ einmal mehr in fantasievoll-fabelhafte Klangwelten, die bis ins Afterlife reichen. Dort heißen sie uns mit dem Albumopener willkommen und streifen mit einem weißen Fellmonster durch die Landschaft. Außerweltlich-kreativ geht es auch sonst zu bei *CocoRosie*, inspiriert von Natur und spiritueller Symbolik. Ja, es ist viel Kitsch dabei, der sich auch im Klingklang-Instrumentarium widerspiegelt. Geerdet werden die Songs von in die Magengrube boxenden Hip-Hop-Beats. Das ist gut, sonst wären die poetisch-

verspielten Nummern wohl nicht mehr greifbar. „Weird- und Freak-Folk-Elektronika“ sagen die Expert*innen dazu. Triffts eigentlich ganz gut.

KATI: Mit „Welcome to the afterlife“ eröffnen *CocoRosie* ihr mittlerweile fünftes Album. Damit ist auch schon das Thema klar – Nachwelt, Nicht-Welt, Neben-Welt. Die Untiefen der Menschheit werden dabei kritisch bäugt und Antony Hegarty fragt gastsingenderweise: „Do you have love for humankind?“ Die Antwort gibt es ein paar Nummern später in „The End of Time“: „I don't need no human friends.“ Und überhaupt sind die *Cassidys* ideologisch irgendwo zwischen Eso, Öko und Universalfeminismus à la Femen verschollen. Inhaltlich also eine eher seltsame Angelegenheit, musikalisch dafür umso erfreulicher: „Tales of a GrassWidow“ ist ein locker fließendes, melodisch und stimmlich eingängiges Album geworden, das den unverkennbaren Stil von *CocoRosie* fortsetzt, sich aber im Gegensatz zum Vorgänger „Grey Oceans“ nicht in verkopften Arrangements verliert. Stattdessen erinnert es in seiner leichten Verspieltheit an die ersten beiden Alben. Schön.

Philipp Lindner und Kati Hellwagner studieren Soziologie und Politikwissenschaft an der Uni Wien.

Hoffnungslos überfrachtet

**Die Erwartungen an den NSU-Prozess sind vollkommen überhöht. Viele Medien konzentrieren sich seit Monaten auf das Verfahren in München und auf die Hauptangeklagte „Nazi-Braut“ Zschäpe. Doch ein Prozess kann keine gesellschaftliche Debatte über die Ursachen des Rechtsterrorismus ersetzen.
Ein Kommentar zum NSU-Prozess von Felix M. Steiner und Patrick Gensing***

Eigentlich taugen Medienthemen in der großen Öffentlichkeit eher zur Randnotiz. Beim NSU-Prozess ist das anders: Die Frage, wie viele JournalistInnen am Oberlandesgericht einen reservierten Sitzplatz erhalten, wurde zum Topthema in den größten Medien des Landes. Akkreditierungsverfahren und Losentscheidungen wurden erklärt, Anträge von Journalisten an das Oberlandes- sowie das Bundesverfassungsgericht als Eilmeldungen, also Breaking News, eingestuft. Dabei war das Kind zu diesem Zeitpunkt längst in den Brunnen gefallen. Bereits im Februar hatte beispielsweise der ARD-Terrorexperte Holger Schmidt auf die fatale Entscheidung des Oberlandesgerichts hingewiesen, den NSU-Prozess in einem viel zu kleinen Saal durchführen zu wollen. Schmidt erklärte, warum es durchaus möglich gewesen wäre, das Verfahren in einem größeren Saal, in einer anderen Stadt, in einem anderen Bundesland zu beginnen, so dass es keine Platzprobleme gegeben hätte. Und er appellierte, noch sei „Zeit, die nächste NSU-Panne zu verhindern“.

Erst mehrere Wochen später, Ende März, sprang die Öffentlichkeit auf das Thema an, als alles zu spät war, weil das Gericht – wie bereits abzusehen war – die gesellschaftliche Bedeutung des NSU-Prozesses unterschätzt hatte. Zudem scheint den Verantwortlichen am Oberlandesgericht nicht klar zu sein, dass die Medienlandschaft nicht mehr nur aus zwei Nachrichtenagenturen und einigen großen Sendern sowie Zeitungen besteht, sondern auch ausländische Medien und freie FachjournalistInnen vollkommen zu Recht ihren Platz einfordern. Gerade das Wissen von FachkollegInnen ist im NSU-Prozess unverzichtbar, damit die Berichterstattung eigene Rechercheansätze verfolgt und die Strukturen der Szene dargestellt werden. Denn hier liegt der Ansatz für weitere Fragen im NSU-Komplex.

So war es beispielsweise lediglich eine Randnotiz, dass das Oberlandesgericht die Terrorgruppe kurzerhand für aufgelöst erklärte, weil Uwe Mundlos und Uwe Böhnhardt tot sind und Beate Zschäpe in Haft sitzt. Es sei „naheliegender“, dass sich der NSU damit aufgelöst habe, so das Gericht. Doch lässt sich

bereits jetzt, vor der Aussage der Angeklagten und ZeugInnen, mitten in der Aufklärung des Komplexes ausschließen, dass der NSU lediglich aus mehr als drei Mitgliedern bestand und möglicherweise weiter existiert? Zudem soll in dem Prozess ja gerade erst gerichtsfest bewiesen werden, dass Beate Zschäpe bei den zehn Morden Mittäterin war, also Böhnhardt und Mundlos alle Morde verübten. Dass der NSU aber möglicherweise aus mindestens einer weiteren Person bestand und von vielen UnterstützerInnen getragen wurde, ist bereits in seinem Bekennervideo zu erkennen. Dort heißt es: „Der Nationalsozialistische Untergrund ist ein Netzwerk von Kameraden.“ Hätte man diese Behauptung zunächst noch mit Größenwahn abtun können, ist mittlerweile klar geworden, dass es zahlreiche weitere HelferInnen – und möglicherweise auch weitere TäterInnen – gab. Wie hat beispielsweise Beate Zschäpe überhaupt vom Tod ihrer beiden Gesinnungsgenossen nach dem Banküberfall in Eisenach im November 2011 erfahren? Zudem werden in dem Film an zwei Stellen vier Paulchen-Panther-Köpfe rund um den Schriftzug NSU gruppiert. Auch die ErmittlerInnen schlossen daher nicht aus, dass es ein weiteres Mitglied gegeben haben könnte. In internen Akten heißt es dazu: „An dieser Stelle würden auch weniger Köpfe eine symmetrische Darstellung ermöglichen, so dass die Wahl von vier Köpfen an zwei Stellen des Films auch Hinweis auf die zahlenmäßige Zusammensetzung des NSU sein könnte.“

Die Überraschung, dass Beate Zschäpe vor Gericht nicht als aggressive, hassverzerrte „Nazi-Braut“ auftritt, sondern adrett und harmlos, dominiert bislang die Berichterstattung. Doch zum einen war es eben der Umstand, dass Neonazis sich wie „Fische im Wasser“ mitten in der Gesellschaft bewegen können, weil sie genau aus jener kommen, zum anderen ist es naheliegender, dass Zschäpes Verteidiger ein möglichst seriöses Bild der Angeklagten inszenieren wollen.

Im NSU-Komplex sind viele Fragen weiter offen: Welche Rolle spielten die „V-Leute“, Neonazis, die Informationen an den Staat verkaufen? Warum verdächtigte die Polizei in mehreren Bundesländern

die Opfer und ihre Angehörigen? Warum wurde der Nazi-Terror in der Bundesrepublik jahrzehntelang verdrängt? Die Anklageschrift des Generalbundesanwalts umfasst 488 Seiten. Mehr als 600 ZeugInnen werden benannt, fast 400 Urkunden sollen die Anklage stützen, 22 Sachverständige werden zitiert. Fünf Angeklagte müssen sich in dem Verfahren vor dem Oberlandesgericht München verantworten. Allein Zschäpe werden 27 rechtlich selbstständige Handlungen gemeinschaftlich mit Böhnhardt und Mundlos vorgeworfen. Darunter werden zehn Morde und mehr als 20 versuchte Morde aufgeführt. Dazu kommen mehrere Banküberfälle, die Zschäpe als NSU-Mitglied mitgetragen haben soll, sowie die Brandstiftung in ihrer Wohnung in Zwickau, wobei sie den Tod von mehreren Menschen in Kauf genommen habe, so die Anklage.

Es geht in dieser Verhandlung um die persönliche Schuld der Angeklagten – nicht mehr und nicht weniger. „Dies ist schon viel, wenn man bedenkt, dass jahrelang die Falschen, nämlich die Familienangehörigen und enge Freunde, verdächtigt wurden“, betonen die Rechtsvertreter der Familie Tasköprü. Süleyman Tasköprü ist im Jahr 2001 mutmaßlich vom NSU in Hamburg ermordet worden.

Ein Prozess kann keine gesellschaftliche Debatte über Alltagsrassismus und die Ursachen von Rechtsterrorismus ersetzen. Das Kapitel NSU wird auch nach einer möglichen Verurteilung von Zschäpe und weiteren Angeklagten nicht abgeschlossen sein. „Wir werden nicht aufhören nachzufragen, bis alle Verantwortlichkeiten geklärt sind“, betonen die Vertreter der Familie Tasköprü, denn: „Niemand darf sich durch eine mögliche Verurteilung der fünf Angeklagten reinwaschen.“

** Felix M. Steiner und Patrick Gensing betreiben das Blog Publikative.org. Steiner ist Mitarbeiter des Göttinger Instituts für Demokratieforschung, Gensing Autor des Buchs „Terror von rechts – die Nazi-Morde und das Versagen der Politik“.*

**„Ich will qualitative Bildung für alle!
Sie auch? Dann müssen wir große
Vermögen besteuern!“**

Sibylle Hamann, Journalistin



5 Prozent der Bevölkerung besitzen fast die Hälfte des Gesamtvermögens. Dieses Vermögen ist kaum besteuert.

Lebensqualität sichern!

Überfluss besteuern - in die Zukunft investieren!

Unterstützen auf www.wege-aus-der-krise.at



**Damit im Kopf Platz fürs
Wesentliche bleibt!**



**Anmeldung
unter:**



[http://www.oeh.ac.at/
erinnerungsservice](http://www.oeh.ac.at/erinnerungsservice)

Bei wichtigen
Fristen oder
Terminen deines
Studiums wirst
du von uns per
SMS oder E-Mail
erinnert.

**SMS
Reminder**



**Politik, die wirkt.
Service, das hilft.**



SPAR DIR DEN SOMMERJOB

MIT DEM ÖBB SOMMERTICKET UM EUR 39,- / 69,-* FÜR ALLE MIT ÖBB VORTEILSCARD <26 | 29.6.-8.9.2013

JETZT MITMACHEN! 5 x EUR 300 URLAUBSGELD INKL.
1 ÖBB SOMMERTICKET SOWIE 15 x 1 ÖBB SOMMERTICKET
GEWINNEN: OEBB.AT/SOMMERTICKET

AB SOFORT AUCH
ÜBER DIE ÖBB-TICKET
APP BUCHBAR!

